

**Claudia Brunner**  
**Uwe von Seltmann**

**SCHWEIGEN DIE TÄTER**

**REDEN DIE ENKEL**

MIT EINEM NACHWORT VON WOLFGANG BENZ

**Büchergilde Gutenberg**

Zwei Angehörige der »Enkel-Generation« erzählen, wie sie mit der NS-Vergangenheit ihrer Vorfahren umgehen: Claudia Brunner, Großnichte von Alois Brunner, der als rechte Hand Eichmanns den Tod von 130 000 Juden verantwortete, und Uwe von Seltmann, dessen Großvater aktiv an der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands im Frühjahr 1943 beteiligt war, haben sich auf Spurensuche begeben. Ihre sehr mutigen, persönlichen Erzählungen machen deutlich, dass der zeitliche Abstand eine neue Dynamik in die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit bringen kann.

»Die Vergangenheit wirft ihre Schatten bis in die Gegenwart, sie wirkt in uns weiter, erst recht, wenn wir versuchen, sie zu verdrängen.« Für Claudia Brunner und Uwe von Seltmann ist dieser Satz lebensbestimmend geworden. Beide gehören zur dritten Generation der Angehörigen von NS-Tätern und sind in ihren Familien die Einzigen, die das Tabu gebrochen haben und sich mit den Verbrechen ihrer Vorfahren beschäftigen. Mit ihrer jeweils eigenen Geschichte der Spurensuche beschreiben sie, wie sich aus Reisen, Begegnungen, Schriftstücken, Zufallserlebnissen, mühevollen und aufwendigen Recherchen ein Mosaikstein nach dem anderen zu einem Bild dieser Männer zusammenfügt.

Uwe von Seltmann muss erkennen, dass sein Großvater nicht nur der vergleichsweise harmlose Schreibtischtäter bei der Volksdeutschen Mittelstelle in Krakau war, für den er ihn gehalten hatte, sondern aktiv an der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands im Frühjahr 1943 teilnahm. Claudia Brunner, die Großnichte von Alois Brunner, der rechten Hand Eichmanns, stellt sich mutig und schonungslos den grausamen Fakten, die über ihren Großonkel zutage gefördert werden, und erlaubt dabei dem Leser tiefe Einblicke in ihr Seelenleben. Faszinierend und bedrückend ist es zu lesen, wie die Geschichte der Vorfahren auch die eigene Geschichte der beiden Autoren prägt, was sie denken und fühlen, während sie unbeirrt immer wieder versuchen, die Menschen hinter diesen Tätern zu entdecken.

Mit ihren ungewöhnlich persönlichen Berichten wollen Brunner und von Seltmann deutlich machen, dass es keinen

Schlussstrich unter die NS-Zeit geben darf, geschweige denn kann. Schuld ist nicht vererbbar, aber die nachfolgenden Generationen haben dennoch unter den psychischen, moralischen und sozialen Folgen ihres Verschweigens zu leiden.

Claudia Brunner wurde 1972 in Graz geboren. Nach einem Aufenthalt in Südf frankreich, einer Tourismus-Ausbildung in Salzburg und Zürich und praktischer Erfahrung in der Jugendarbeit in Graz studierte sie Politikwissenschaft, Zeitgeschichte und Geschlechterforschung in Wien und Paris. Daneben war sie freiberuflich als Seminarleiterin für den Europäischen Freiwilligendienst tätig. Heute lebt Claudia Brunner in Wien, wo sie an ihrer Dissertation und in verschiedenen Lehr- und Forschungsprojekten arbeitet.

Uwe von Seltmann, 1964 in Müsen / Kreis Siegen geboren, studierte nach dem Zivildienst Evangelische Theologie in Erlangen, Wien und Tübingen und verbrachte einige Zeit in Israel und Polen. Seit 1992 arbeitet er als Journalist für Tages- und Wochenzeitungen. Heute lebt von Seltmann als freier Autor von Romanen und Sachbüchern in Görlitz und Tübingen. 2001 war er Stipendiat der Kunststiftung Baden-Württemberg.

[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Umschlaggestaltung: Tatijana Lontkijević  
und Thomas Pradel, Frankfurt am Main

© Copyright 2004 Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main  
Alle Rechte vorbehalten  
Lektorat: Petra Wägenbaur, Tübingen  
Herstellung: Thomas Pradel, Frankfurt am Main  
Umschlag: Tatijana Lontkijevic, Neu-Isenburg  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: Clausen 8c Bosse, Leck  
Printed in Germany 2004  
ISBN 3-7632-5443-9

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

## *Einleitung*

## Phantomschmerzen

Im Laufe meiner Beschäftigung mit meinem Grossonkel Alois Brunner, einem der letzten vielleicht noch lebenden Verbrecher des Nationalsozialismus, wurde der seit 1945 erfolgreich von der Bildfläche verschwundene Verwandte für mich zum «Unberührbaren», der mir Unbehagen, Angst, ja auch Schmerzen verursacht hat, von dem ich aber dennoch nie ganz lassen konnte. In seiner Person hat sich für mich über die Jahre hinweg das gesamte Grauen jener Zeit zu einem Klumpen verdichtet, der mir mitunter schwer im Magen liegt. Zwei Generationen später finde ich mich mit einer Realität konfrontiert, die zwar nicht mit jener der Opfer des Nationalsozialismus vergleichbar, doch für viele Nachkommen von Täterinnen und Tätern im täglichen Leben spürbar ist. Diese Realität, die nicht immer einfach benennbar und angreifbar ist, wollen wir in diesem Buch auch anderen zugänglich machen. Jenen, die ähnliche Erlebnisse wie wir gemacht haben und sich darin wiederfinden können, aber auch jenen, die unsere Erzählungen für übertrieben, unser Unbehagen für gekünstelt halten.

Der Begriff «Phantomschmerzen» beschreibt für mich den Zustand sehr treffend, in dem wir uns befinden, diese so genannte dritte Generation in Deutschland und Österreich. Vielleicht gilt das auch für andere europäische Länder, in denen der Faschismus nicht nur bei seiner Gegnerschaft Spuren hinterlassen hat. Diese dritte Generation ist nicht so weit von den historischen Ereignissen entfernt, wie immer wieder – von Jungen und Alten, vor allem aber von der Generation zwischen «ihnen» und «uns», also von unseren Eltern – behauptet wird.

Wenn man in der eigenen Familie nachzufragen beginnt, schrumpfen die bedeutungsschweren Jahrzehnte aus den Geschichtsbüchern plötzlich zu nachvollziehbaren Zeitspannen, die mit Namen, mit Gesichtern, mit Geschichten versehen werden können, und die Rede vom angeblich zu ziehenden Schlusstrich wirkt auf einmal absurd. Die Zeit vermag zwar viele Wunden zu heilen, doch von Narben wird dabei kaum gesprochen.

Die an der Oberfläche wahrnehmbare Dimension des Wortes «Phantomschmerzen» ruft zuerst einmal ein Bild hervor, das nicht von ungefähr direkt an die Geschichte Österreichs und Deutschlands anknüpft. Menschen mit Amputationen sind in unseren Breiten hauptsächlich alte Männer, verwundete und verstümmelte ehemalige Soldaten aus den beiden Weltkriegen, die durch ihre Auffälligkeit doch einen sichtbaren Platz in unserer Gesellschaft hatten oder zum Teil noch haben. Selbstverständlich gibt es auch andere Menschen mit ähnlichen «Behinderungen», aber wie mir scheint, ist die vorrangige Assoziation doch die des «Kriegsveteranen». Und der verweist sehr direkt auf den Zusammenhang, der auch die von uns beschriebenen Phantomschmerzen verursacht – wenn auch in anderer Weise.

Im weiteren Sinne geht es bei Phantomschmerzen um etwas, das wehtut, obwohl es nicht sichtbar und für alle offensichtlich abgetrennt ist. Diese Schmerzen kommen unverhofft, kündigen sich nicht an, sind nicht berechenbar, lassen sich jemandem, der sie nicht kennt, kaum erklären, verweisen ins Unvorstellbare oder Eingebildete, und sind doch für die betroffene Person sehr real. Ich selbst habe meinen Grossonkel in einer Seminararbeit über politische Aspekte von NS-Familiengeheimnissen als «Familienphantom» beschrieben, weil er als Person nie präsent war, aber dennoch in meinem

Leben «herumgeistert». Er ist der anwesende Abwesende, einer, der abgetrennt von der gesamten Familie anderswo und doch auf geheimnisvolle Weise immer wieder auch in ihr präsent ist. Sein physisches Fehlen bildet eine Leerstelle im Familienstammbaum, die mangels konkreter Information nicht einmal mit dem Zeichen «verstorben» belegt werden kann. Das verursacht Unbehagen, Probleme, Fragen und auch Schmerzen unter jenen, die ihn als ungeliebten, aber auch als auf verbotene Weise faszinierenden Verwandten zu den ihren zählen und sich dabei vehement von ihm abgrenzen wollen und müssen. Auch ich stehe in diesem Spannungsfeld, das mich zeitweise zu zerreißen droht, weil die Gratwanderung zwischen der Sehnsucht nach Ruhe und dem Bedürfnis nach Auseinandersetzung eine anstrengende ist.

*Claudia Brunner  
Wien, im Oktober 2003*

## Die Schatten der Vergangenheit

Pörschach am Wörthersee, 20. Mai 2001 – es ist eine Stimmung, wie sie sich ein Tourismusmanager nicht idyllischer ausmalen könnte. Der See im Tal ruht still, vom blassblauen Himmel zeichnen sich die Gipfel der Berge ab, die ersten Sterne blinken auf. Aus dem nahen Wäldchen duftet es würzig und frisch, die Wipfel der Bäume wiegen sich leicht im Wind. Ein sonniger Frühlingstag neigt sich dem Ende zu, noch immer ist es angenehm mild. Doch die beiden, die auf den Treppeinstufen vor der Haustür hocken, haben keinen Sinn für die Romantik aus dem Fremdenverkehrsprospekt, sie nehmen sie allenfalls wahr als Kontrast zu dem, was sie heute erlebt haben.

Claudia Brunner und ich sind einander am Tag zuvor zum ersten Mal begegnet, in der Halle des Wiener Südbahnhofs. Die Einladung zu einer Podiumsdiskussion im Stadttheater Klagenfurt, der Hauptstadt des Bundeslandes Kärnten, hat uns zusammengeführt. «Schatten der Vergangenheit» lautet das Thema der Veranstaltung, die im Rahmenprogramm der Uraufführung eines Theaterstücks stattfindet. Das Zwei-Personen-Stück heisst «Tanzcafé Treblinka» und handelt von dem SS-Sturmbannführer Ernst Lerch, der nach vollbrachter Judenvernichtung als Hotelier in Klagenfurt tätig war.

Wir beide sind eingeladen worden, weil wir die Nachkommen von NS-Tätern sind. Claudias Grossonkel trägt einen bekannten Namen: Alois Brunner. Er war als «rechte Hand Eichmanns» für den Tod von 130'000 Juden verantwortlich und lebt möglicherweise noch heute hochbetagt in Syrien. Im Frühjahr 2001 hat sie in Paris den Prozess gegen ihren Grossonkel verfolgt und sich dort einer internationalen Öffentlich-

keit gestellt – europäische und israelische Medien haben ausführlich berichtet. Mein Grossvater Lothar von Seltmann war ein vergleichsweise namenloses Rädchen im Getriebe der NS-Maschinerie. Über ihn ist nur wenig bekannt; ich versuche seit einiger Zeit, sein Leben nachzuzeichnen. Im Frühjahr 2000 ist mein Roman *Karlebachs Vermächtnis* erschienen, in dem der Protagonist mit der NS-Vergangenheit seines Grossvaters konfrontiert wird.

Claudia und ich hängen unseren Gedanken nach, wir sind in ein tiefes Schweigen versunken. Die Podiumsdiskussion in der Heimat und Hochburg des Rechtspopulisten Jörg Haider hat uns mehr aufgewühlt, als wir uns eingestehen wollen. Die Presse spricht anderntags von einem grossen Erfolg für die Veranstalter: Trotz des Ausflugswetters sind mehr Leute in den Jugendstil-Saal des Theaters gekommen als erwartet, die Diskussion dauert länger als vorgesehen. Und auch nach Ende des offiziellen Teils wollen die Gespräche im Foyer oder auf dem Vorplatz kein Ende nehmen.

Irgendwann finden wir doch noch die Worte für das, was uns bewegt. Und dann reden und reden wir, die ganze Nacht hindurch. In wenigen Stunden werden sich unsere Wege wieder trennen, doch wir wollen in Verbindung bleiben – die Parallelen in unseren Lebensläufen sind zu verblüffend, als dass wir unbefangen zur Tagesordnung übergehen könnten:

- Wir gehören beide zur dritten Generation der Angehörigen von NS-Tätern.
- Wir sind in unseren Familien scheinbar die Einzigen, die das Tabu gebrochen haben und sich mit der NS-Vergangenheit der eigenen Familie beschäftigen.
- Es hat uns nichtsahnend immer an Orte geführt, an denen unsere Nazi-Vorfahren tätig waren: Claudia zum Beispiel

nach Südfrankreich und Saloniki, nach Paris und Berlin; mich nach Krakau, ins ukrainische Lemberg, nach Prag, Weimar und Wien.

- Beide sind wir mehrfach nach Israel gereist, ich habe dort gelebt und gearbeitet.
- Wir waren/sind kirchlich engagiert: Claudia als langjährige haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterin in der katholischen Jugend; ich habe evangelische Theologie studiert.
- Wir haben beide Schuld- und Verantwortungsgefühle übernommen und werden den Eindruck nicht los, in besonderer «Mission» unterwegs zu sein.
- Und wir teilen das Gefühl, in diesem Punkt erst am Anfang einer aufregenden Reise zu stehen.

Vier Wochen nach unserer Begegnung lese ich in Germering bei München aus meinem Roman «Karlebachs Vermächtnis». Unter den Zuhörern sind auch einige Journalisten, das Ergebnis ihrer Beobachtungen bekomme ich vom Veranstalter zugefaxt: «Schweigen die Täter, reden die Enkel» lautet am 22. Juni die Überschrift im *Münchner Merkur*. Unterzeile: «Autorenlesung: 60-Jährige bricht in Tränen aus.» Die Dame war von ihren Gefühlen überwältigt worden, als sie sich mit ihrer eigenen Lebensgeschichte in der Romanfigur Ulrich Weissmann wiederfand.

«Schweigen die Täter, reden die Enkel» – man könnte es nicht besser ausdrücken! Das trifft es auf den Punkt!

In Germering hat sich eine weitere gemeinsame Erfahrung von Claudia und mir bestätigt:

Wenn wir reden, beginnen plötzlich auch andere zu reden – Enkel, die wissen wollen, was ihre Grossmütter und Grossväter getan haben, Söhne und Töchter, die sich für die Taten ihrer Mütter und Väter schämen und mit ihren Schuldgefühlen nicht fertig werden. Eines ist für uns klar: Moralische

Schuld vererbt sich nicht, aber die psychischen, moralischen und sozialen Folgen ihres Beschweigens beschädigen noch die folgenden Generationen. Die Vergangenheit reicht in die Gegenwart hinein, wirkt in uns weiter, ob es uns passt oder nicht. Das Thema NS-Zeit ist auch in der dritten Generation aktuell.

Umgehend reise ich nach Wien – die Idee für dieses Buch wird geboren. Ob im Café Rüdigerhof, am Kaiserwasser oder in einem Heurigenlokal, Claudia und ich entwickeln und verwerfen, diskutieren und ringen und geraten in Streit über geschlechtersensible Sprache: Ob es nicht geschlechtergerechter «Schweigen die Täterinnen und Täter, reden die Enkelinnen und Enkel» heissen müsse. Abgesehen davon, dass Claudia ja nicht Brunners Enkelin, sondern Grossnichte ist. Aber wir raufen uns immer wieder zusammen und verlieren das Ziel nicht aus den Augen.

Was im Mai 2001 in der romantischen Idylle in Pörschach am Wörthersee seinen Anfang genommen hat, wird zwei Jahre später in einem nüchternen Geschäftshaus in Frankfurt am Main besiegelt: Zwei Angehörige der Enkel-Generation erzählen nun ihre je eigene Geschichte, wie sie mit der NS-Vergangenheit ihrer Vorfahren umgehen. Es sind zwei singuläre und individuelle Geschichten, und doch sind es keine Einzelfälle. Denn erstens hat es sich bei den NS-Täterinnen und -Tätern nicht nur um eine Hand voll Personen gehandelt und zweitens hat infolgedessen auch heute noch eine ganze Generation von Leuten mit diesem Thema zu tun.

Wir wollen weder familiäre Schmutzwäsche waschen noch in einen larmoyanten Betroffenheits-Schicksals-Bericht abdriften oder uns gar outen; wir wollen auch keine Anleitungen und Handlungsanweisungen geben, wie mit der Familienvergangenheit umzugehen sei. Unser Anliegen ist es vielmehr,

mit unseren persönlichen Erzählungen ein Thema öffentlich zu machen, das bisher den individuellen Horizont und den familiären Bereich kaum überschritten hat. Mit dem Sterben der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen entwickelt sich eine neue Dynamik in der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und der Schuld der Vorfahren. Vielen jüngeren Menschen ermöglicht es erst der zeitliche Abstand, sich mit der Familienvergangenheit zu befassen. Unsere Erfahrungen zeigen, dass in Deutschland und Österreich dieser Prozess bereits begonnen hat. «Die Enkel fragen wieder» titelt beispielsweise die *Jüdische Allgemeine* am 31. Januar 2002 auf der ersten Seite. Auch 57 Jahre «danach» sei für die «junge deutsche Generation das Thema Shoah nicht abgehakt».

Wir wollen auch deutlich machen, dass es keinen Schlussstrich unter die NS-Zeit geben darf, ja gar nicht geben kann – die vielfach bemühte «Stunde Null» war und ist eine Illusion. Die Vergangenheit wirft ihre Schatten bis in die Gegenwart, sie wirkt in uns weiter, erst recht, wenn wir versuchen, sie zu verdrängen und zu beschweigen. Und wie auch der Ausgang unserer Geschichten offen ist, so wird auch die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit weitergehen. Sie wird weitergehen müssen, denn das, was in den Jahren 1933 bis 1945 geschehen ist, darf sich nicht wiederholen. Der Dichter Hermann Hesse hat diese Erkenntnis in folgende Worte gekleidet: «Es kommt alles wieder, was nicht bis zu Ende gelitten und gelöst ist.»

*Uwe von Seltmann  
Görlitz, im Oktober 2003*

**Claudia Brunner**

***Phantomschmerzen***

**März 1999**  
**Universität Wien**

«Ich würde gerne ein biografisches Referat zu einem NS-Verbrecher machen.»

«Ja. Und an welche Person denken Sie?»

«Alois Brunner.»

«Aha. Gut, in Ordnung. Und wie ist Ihr Name?»

«Claudia Brunner.»

In der Stille des Hörsaals könnte man eine Stecknadel fallen hören. Meine Antwort auf die Frage des Lehrveranstaltungsleiters hallt in meinen Ohren nach, die mich selbst sagen hören, was die Hälfte meiner Verwandtschaft schon beim blossen Nachdenken immer noch verstummen lässt. Ja, ich bin mit diesem Alois Brunner verwandt – und alles andere als stolz darauf. Im österreichischen Telefonverzeichnis gibt es über 6'000 Einträge mit dem Namen Brunner. Eine von diesen vielen Brunners bin ich. Alois Brunner tut gut daran, in keinem Telefonverzeichnis der Welt aufzutauchen. Ein Unbekannter ist der Bruder meines Grossvaters dennoch nicht, rangiert er doch an vorderster Stelle auf den Listen der meistgesuchten Verbrecher der NS-Zeit. Und einige Menschen, die ihm seit mehr als 50 Jahren auf den Fersen sind – etwa Simon Wiesenthal oder Serge und Beate Klarsfeld – kennen seine Biografie besser, als meine und seine gesamte Verwandtschaft dies tun. Simon Wiesenthal leitet das jüdische Dokumentationszentrum in Wien, das französische Anwälte-Ehepaar Klarsfeld lebt und arbeitet in Paris. Alle drei arbeiten seit Jahrzehnten darauf hin, Alois Brunner vor ein Gericht zu bringen. Die Brunners hingegen hüllen sich seit mittlerweile drei Generationen in Unwissenheit oder Schweigen – fast alle.

Seit ich als 13-Jährige von der Existenz dieses gar nicht so entfernten Verwandten erfahren habe, empfinde ich jedenfalls eine Aura des Geheimnisvollen, des Unaussprechbaren, des Gefährlichen, wenn der Name Alois Brunner fällt. Und 14 Jahre, nachdem ich das Foto auf der Titelseite der deutschen Illustrierten *Die Bunte* mit Schaudern und Neugierde betrachtet habe, möchte ich mir von der Person Alois Brunner, von meinem Grossonkel, tatsächlich ein Bild machen. Ich packe die Gelegenheit des Seminars an der Uni und mich selbst beim Schopf und erkenne das Phantom der Familie zu meinem Forschungsobjekt. Ich mache mich also auf die Suche nach einem Alois Brunner zwischen dem fesch, jungen Loisl aus Rohrbrunn in der Erinnerung einer meiner Tanten und dem alten, fast blinden Einsiedler in Damaskus, dessen Bild in der Illustrierten beinahe Mitleid mit einem verschrobenern, einsamen Mann in der Ferne erweckt. Weder harmlos jung und fesch noch harmlos alt und seltsam kann dieser Mann sein, der doch für den Tod von 130'000 Menschen verantwortlich ist und dies auch Jahrzehnte später weder leugnet noch bereut, was er dem deutschen Journalisten der *Bunten* gegenüber unumwunden eingesteht. Die ersten Stunden der Recherche in der Universitätsbibliothek zählen gewiss nicht zu den angenehmsten meines studentischen Daseins, und ich kann der Fülle an Material, die es bereits über den Promi-Nazi gibt, erst einmal nur mit lähmender Betroffenheit begegnen. Das also ist Alois Brunner, mein Grossonkel ...

### ***1912 bis 1938: von Rohrbrunn/Nadkut nach Wien***

Am 8. April 1912 erblickt Alois das Licht der Welt. Die Welt seiner Familie heisst in Alois' Kindertagen Nadkut und ist ein kleines, ärmliches Bauerndorf in Deutsch-Ungarn. Die Idylle

seiner Kindheit ist nur von kurzer Dauer, denn nach dem Ersten Weltkrieg gehört der Ort 1918 zu Ungarn, die Landwirtschaft ist ruiniert, und als der kleine Loisl in die Volksschule kommt, ist er gezwungen, dem Unterricht auf Ungarisch zu folgen. Die Rohrbrunner Bevölkerung jedoch fühlt sich deutsch, und für sie liegt es auf der Hand, dass es «die Roten und die Juden» sind, die den Anschluss an Österreich verhindern. Erst mit dem Vertrag von Trianon im Jahr 1920 ist Nadkut auch offiziell wieder Rohrbrunn. Nach sieben Jahren Volksschule im Ort darf Alois mit 13 die Bürgerschule in Fürstenfeld besuchen – ein aussergewöhnliches Detail in seinem Lebenslauf, denn das Fahrgeld für den Schulweg in die steirische Bezirksstadt kann sich eigentlich keine Familie im Dorf leisten. Alois jedoch scheint ein vifer Bursche zu sein und seinen Weg dorthin zu finden. 1927 beginnt er eine Lehre beim Unternehmer Loidl in Fürstenfeld. Der heranwachsende Alois ist schulisch wie beruflich erfolgreich – sein Erscheinungsbild entwickelt sich jedoch alles andere als vorbildlich arisch: Mit welligem, dunklem Haar, markanter Nase und einer Körpergrösse von freundlich geschätzten 172 Zentimetern bei 56 Kilo Körpergewicht im Alter von 30 Jahren verkörpert Alois nicht gerade das männliche Ideal der deutschen Zukunft – und unter seinen künftigen Freunden bei der Österreichischen Legion erhält er später sogar den Spitznamen «Jud Süß», der ihm noch jahrelang erhalten bleiben wird. Bekannt wurde diese Figur durch den gleichnamigen antisemitischen Propagandafilm des Dritten Reiches, der unter der Regie von Veit Harlan entstand – und mit dessen Hauptdarsteller der junge Alois offensichtlich grosse Ähnlichkeit hatte. Zumindest äusserlich. Was Alois im Vergleich mit der historischen Figur an Charisma fehlt, macht er durch Ehrgeiz mehr als wett. Im zarten Alter von gerade einmal 19 Jahren tritt er 1931 bereits in

die Ortsgruppe Fürstenfeld der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei NSDAP ein. Der eifrige junge Mann mit der Mitgliedsnummer 510064 scheint zu wissen, was er will, denn fünf Monate später ist er schon Schatzmeister der Parteisektion Fürstenfeld und im Dezember desselben Jahres auch im Mitgliedsverzeichnis der Sturmabteilung SA zu finden. Sein Engagement in seiner neuen geistigen Heimat ist aber nicht ausschliesslich von Erfolg gekrönt – die politische Stimmung zwingt ihn, seinen Beruf aufzugeben, und von Oktober 1932 bis Januar 1933 lebt er in Graz. Was genau Brunner in diesen drei Monaten tut, bleibt im Dunkeln. Im Frühjahr des Jahres 1933 arbeitet er in einem Darlehensverband im oststeirischen Hartberg, im Sommer ist er in derselben Stadt Pächter des «Café Wien», und schon im September kehrt er seiner Heimat den Rücken, um in die «Österreichische Legion» in Bayern einzutreten. Die nun folgenden viereinhalb Jahre in Augsburg bilden offensichtlich den Grundstein seiner Karriere. In der Ferne knüpft Brunner Kontakte zu Männern, deren Namen sich wie ein «Who is Who» des Nationalsozialismus lesen: unter ihnen zum Beispiel Ernst Kaltenbrunner, Adolf Eichmann, Franz Nowak, Odilo Globocnik und Robert Haider, um nur einige prominente Namen zu nennen. Die Österreichische Legion, Kadenschmiede für die künftige bürokratische Elite des Deutschen Reiches, besteht aus einem militärischen und einem ideologischen Zweig. Brunner findet in Letzterem seine neuen Aufgaben, wird bald Stabsobertruppführer und kann im März 1938, beim so genannten Anschluss Österreichs an das Dritte Reich, mit seinen neuen Freunden stolz über die Ringstrasse in Wien einziehen. Kurz vor seinem 26. Geburtstag sieht er bereits einem Wendepunkt in seiner noch jungen Karriere entgegen. Während des Sommers 1938 – die Österreichische Legion hat ihren Zweck er-

füllt und wird aufgelöst – verbringt Brunner einige Monate in Eisenstadt, wo er den Viehwirtschaftsverband «Donauland» leitet. Dabei kümmert er sich vermutlich weniger um das Wohl der Vierbeiner als vielmehr um die Organisation der Bauern und Bäuerinnen für die Nazis. Der fleissige Erfüllungsgehilfe leistet auch dort sein Bestes, doch auf ihn warten anscheinend höhere Aufgaben. Kurz darauf wird der burgenländische Bauernsohn nämlich nach Wien berufen, wo sein Lebenslauf eine spannende Fortsetzung erfährt.

### ***1938 bis 1942: Sprossen auf der Wiener Karriereleiter***

In Wien angekommen setzt Brunner seine Karriere fort und meldet sich freiwillig zur Schutzstaffel SS, als Eichmann schon die dortige Zentralstelle für jüdische Auswanderungen leitet und seinen Mitarbeiterstab vor allem unter den ehemaligen Kameraden der Österreichischen Legion rekrutiert. Neben vielen anderen sozusagen durchschnittlichen österreichischen Nazis findet sich auch Alois Brunner als Funktionär im Palais Rothschild in der Wiener Prinz-Eugen-Strasse wieder. Allmählich baut er die Rolle des lediglich ausführenden Organs, des Rädchens in einer perfekten Maschinerie, zu der des österreichischen Spezialisten für Deportationen aus. Als solcher wird Brunner im Winter 1942 auch von seinen deutschen Vorgesetzten nach Berlin geholt, um, wie er angeblich selbst sagt, «den Saupreussen zu zeigen, wie man die Schweinehunde, die Juden, behandelt» (Safrian 1997, S. 189). Es mangelt ihm dabei weder an Eifer noch an Einfallsreichtum: Weit über die Grenzen Österreichs hinaus wird in späteren Jahren die «Wiener Methode» effizient in den Dienst der NS-Vernichtungspolitik genommen, die Alois Brunner massgeblich prägt. Die so genannte jüdische Kollaboration funktioniert prächtig: Eich-

mann sorgt für eine Struktur des Wiener jüdischen Lebens, die die meisten jüdischen Menschen von wenigen eigenen Vertretern abhängig macht, und ernennt die Israelitische Kultusgemeinde zur Dachorganisation aller bisherigen jüdischen Vereinigungen und somit zum leicht handhabbaren Spielball. Deren Repräsentanten werden dadurch zu Handlangern des neuen Systems, mit dem eine Kooperation abzulehnen für die Wiener Juden und Jüdinnen zunehmend unvermeidbar wird. Das einzigartige Experiment, das die Nazi-Praxis der Verfolgung mit der jüdischen Praxis der Protektion geschickt verbindet, wird zum «Erfolgsmodell» mit bekannt nachhaltiger Wirkung für alle Beteiligten. Als Brunner bereits 1939 Eichmanns Position als Leiter der Zentralstelle einnimmt, perfektioniert er diese teuflische Mischung aus Kooperation und Gewalt, Bürokratie und Effizienz, Täuschung und Erpressung und instrumentalisiert jüdische Funktionäre und Funktionärinnen auf derart raffinierte Art und Weise, dass kaum jemand sich diesem System zu entziehen vermag. Zugleich aber ist Brunner bereits in Wien nicht nur der Schreibtischtäter, als den ihn so manche gern sehen würden. Zahlreichen Berichten zufolge ist er auch einer derjenigen, die mehr als nur ihre Pflicht tun – wenn auch zuweilen mit weissen Handschuhen, die das schwächliche Männchen oft trägt, wenn es selbst Hand anlegt. Den wenigen, die die Begegnung mit ihm überlebt haben, ist «der Brunner» in denkbar schlechter Erinnerung, da er sich in seiner Arbeit durch äusserste Brutalität und Unbeirrbarkeit auszeichnet. In Brunners Persönlichkeit sind Intelligenz und Brutalität offensichtlich keine Gegensätze, sondern scheinen vielmehr das Geheimnis seines Erfolgs auszumachen. Brunner und seine Leute leisten ganze Arbeit. Bis Oktober 1942 haben sie ungefähr 50'000 Menschen aus Wien deportiert, die Opfer vor ihrer Verschickung ausgeraubt und

die Erwartungen ihrer Vorgesetzten mehr als erfüllt. Brunners ausgefüllter Arbeitsalltag findet auch per Rang und Namen innerhalb der NS-Hierarchie den entsprechenden Niederschlag: Im April 1940 noch SS-Untersturmführer, ist er ein halbes Jahr danach bereits Obersturmführer, und im Januar 1942 kann sich der nunmehr 30-Jährige SS-Hauptsturmführer nennen. Mit dem beruflichen Aufstieg geht der soziale Hand in Hand: In seinen Wiener Jahren logiert der aus bescheidenen Verhältnissen stammende junge Karrierist in einer Villa im noblen 18. Wiener Bezirk – wenn auch nicht allzu oft, denn sein rastloser Lebenslauf lässt wenig Spielraum für Privates. Einzig seine Heirat mit Anna Röder im Juli 1942 ist bekannt. Auch sie lernt Brunner bei der Arbeit kennen, arbeitet die junge Frau doch ab 1939 ebenfalls im Palais Rothschild als Sekretärin der Zentralstelle für jüdische Auswanderung.

### ***1942 bis 1945'. als «Troubleshooter» auf Europatournee***

Wie bereits erwähnt, macht Brunner seine Sache so gut, dass seine Vorgesetzten bald an ihn denken, als sich die Dinge in grösseren Dimensionen zu entwickeln beginnen. Warum sollte nicht auch anderswo funktionieren, was sich in Wien bestens bewährt hat? Im Oktober 1942 wird Brunners Team nach Berlin versetzt, um die dortigen Deportationen voranzutreiben. Alois verliert keine Zeit und macht sich daran, neue Sammellager einzurichten, die Funktionäre und Funktionärinnen der Jüdischen Kulturvereinigung zu Berlin zu vielfältigen organisatorischen Aufgaben zu zwingen und sogar einen Stadtplan erstellen zu lassen, in dem von Juden und Jüdinnen bewohnte Häuser erkenntlich sind. Es folgen Razzien, Verhaf-

tungen, Raubzüge und ungezählte Erniedrigungen. Was nicht geraubt werden kann, wird in bekannter NS-Manier zerstört. Zugleich werden all die Aktivitäten von einem bürokratischen Apparat begleitet, der sich fast ausschliesslich aus jüdischen Angestellten zusammensetzt. Auch hier gibt sich Brunner nicht zimperlich: Als im November 1942 während einer Versammlung 130 Männer und Frauen in Arbeitskräfte und zu Deportierende selektiert werden, erleidet ein Mann namens Leo Kreindler einen Herzanfall und stirbt. Der Leiter der Versammlung, Brunner, kommentiert dies mit den Worten: «Schafft's den Juden da weg, damit er net so kalt liegt» (Safrian 1997, S. 192). Die Rechnung geht auf. Wer sich an Brunners Seite bereits in Wien und Berlin um die nationalsozialistische Sache in derart vorbildlicher Weise verdient gemacht hat, kann nun auch in ganz Europa zur fortschreitenden Menschenjagd und zur Organisation von Deportationen eingesetzt werden. Die Spezialisten haben alle Hände voll zu tun.

Im Frühjahr 1943 verschlägt es den ambitionierten Burgenländer in die seit dem fünften Jahrhundert blühende jüdische Gemeinde Salonikis, die Anfang 1943 Tausenden Juden und Jüdinnen in Südosteuropa noch als sicherer Zufluchtsort gilt. Die Geborgenheit und Stabilität der Stadt sollte aber nicht mehr lange währen, denn mit der Ankunft von Brunner, Wisliceny, Gerbing, Takasch, Zita, Brückler und einer Hand voll weiterer Spezialisten am Sabbat, dem 6. Februar 1943, weht ein anderer Wind durch die sonnigen Gassen der Stadt. Bei deren Abreise nur drei Monate später sind unzählige Häuser, Strassen und Stadtteile wie leer gefegt. Vor allem Alois Brunner gönnt sich keine Mussestunde in der Fremde: Am 14. März 1943, nur vier Tage nach dem offiziellen Startschuss für

die geplanten Deportationen, steht der erste Zug auf den Gleisen in Richtung Auschwitz, und es bleibt nicht bei dem einen. Wie schon in Wien und Berlin instrumentalisiert Brunner auch hier die jüdische Gemeinde unbarmherzig und stellt den Häschern eine aus potentiellen Opfern zusammengesetzte Hilfspolizei von 250 jüdischen Männern zur Seite. Auf die in Windeseile durchgeführte Stigmatisierung – «... am 25.2. begannen hier die gelben Sterne zu funkeln ...» (Safrian 1997, S. 15) – und Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung folgt, wie in anderen Städten zuvor, die systematische Aneignung allen jüdischen Eigentums. Brunners Sinn für Zynismus bleibt nicht verborgen: Ausgerechnet im ehemaligen Baron-Hirsch-Viertel, das der jüdischen Bevölkerung während der russischen Pogrome 50 Jahre zuvor als Zufluchtsort gedient hat, lässt er ein zentrales Deportationslager errichten. «Und die griechische Bevölkerung ist über die Kennzeichnung und Ghettoisierung derart erfreut, dass ich mir sage: ein Verbrechen, dass nicht schon früher entsprechende Massnahmen ergriffen worden sind» (ebd.), lässt Alois einen gewissen Rudolf in Wien auf dem Postweg wissen. Selbst kurz vor dem Zeitpunkt der Deportation schreckt Brunner nicht zurück, sein liebstes Spiel mit den Opfern zu treiben: Mit seinen Leuten inszeniert er erfolgreich ein Täuschungsmanöver, das die verängstigten Menschen glauben macht, die Transporte nach Polen dienten einer Umsiedlung. Doch der makabren Worte nicht genug: Am darauffolgenden Tag wird das letzte Bargeld der Gefangenen in täuschend echt aussehende Schecks der polnischen Währung Zloty gewechselt, die von den Siedlern und Siedlerinnen an ihrem Bestimmungsort in Polen angeblich eingelöst werden können. Die «Erfolgszahl» von 44'000 deportierten Menschen lässt keinen Zweifel an Brunners Qualitäten offen. Fast nebenbei wird er auch offiziell zum «primus

inter pares», zum Ersten unter Gleichen, und lässt seinen eigentlichen Vorgesetzten in Saloniki, Dieter Wisliceny, auf der Karriereleiter hinter sich.

Aus Frankreich sind bis März 1943 «nur» ca. 50'000 Menschen deportiert worden – höchste Zeit für das mobile Einsatzkommando rund um den bewährten und offensichtlich reisefreudigen Alois Brunner, das zuerst einmal nach Paris beordert wird. Ganz seinem Tempo gemäss dauert es auch hier nur einige Tage, bis er im Frühjahr 1943 mit Vertretern der Union Générale des Israelites de France in Kontakt tritt. Als er merkt, dass Organisation und Kooperationsbereitschaft in Frankreich nicht nach seinen Vorstellungen laufen, setzt er diese eben eigenständig durch und treibt die Reorganisation der Deportationslager zügig voran. Schon im Juli übernehmen Brunners Leute vollständig das Lager Drancy nahe Paris und entlassen die dort verantwortliche und bedeutend milder agierende französische Gendarmerie. Aus Drancy ist auch Brunners Kategorisierungssystem bekannt, das alle Gefangenen in die Kategorien A, B und C einteilt. Selbstredend, dass man aus noch so nichtigem Anlass jederzeit in Kategorie A fallen kann, was so viel bedeutet wie «zu deportieren». Überdies zwingt er die in Drancy festgehaltenen Männer und Frauen mit List und Tücke, sich selbst auf die Suche nach weiteren Familienangehörigen zu machen, was ihm zusätzliche Opfer in die Arme treibt. Im Herbst 1943 ist Brunner in leitender Position an der brutalsten Menschenjagd in Westeuropa während des Zweiten Weltkriegs beteiligt. An der Côte d'Azur, in und um Nizza, wo auch viele nicht französische Verfolgte Zuflucht gesucht haben, finden Massenverhaftungen von bisher unbekannter Brutalität statt, nachdem Brunner und Brückler bereits in Lyon und Marseille ihre Vorbereitungen getroffen

haben. Was Brunners Team an Quantität nicht erreicht (nur 2'000 der 20'000 Verfolgten werden gefasst), macht es an «Qualität» mehr als wett. Im Hotel Excelsior in Nizza, das zum temporären Hauptquartier umfunktioniert wird, finden schlimmste Misshandlungen und Verhöre statt, die von untergeordneten SS-Angehörigen noch eifrig fortgesetzt werden, als Brunner schon wieder nach Paris zurückkehrt. In der letzten Phase der Menschenjagd in Südfrankreich scheint es den NS-Häschern allmählich an Opfern zu fehlen, und zuletzt sind auch Kinder, Behinderte, Alte und sogar Häftlinge und Menschen in Krankenhäusern nicht nur zufällige Opfer, sondern bewusste Zielgruppe, um die Quoten weiterhin hoch zu halten. Brunner musste seinen persönlichen Deportationsrekord anscheinend jeden Monat brechen, wie es ein Überlebender formuliert (in: Hafner/Schapira 1998). Bekanntes Beispiel für die Grausamkeit dieser Tage ist die Räumung des Kinderheims von Izieu, bei der Brunner, anders als manche Kollegen, keine Ausnahmen billigt. Allein aus diesem Heim werden mehr als 40 Kinder im Alter von vier bis 14 Jahren mit ihren Begleiterinnen nach Drancy verfrachtet, von wo aus sie nach Auschwitz deportiert werden, berichtet die einzige überlebende Betreuerin (ebd.). Improvisationstalent Alois Brunner hat in letzter Minute noch eine weitere Idee, um seine persönlichen Quoten zu maximieren: Kopfgeldjäger werden von dem Geld bezahlt, das den Denunzierten bei der Festnahme abgenommen wird. Und «hat ein durch eine V-Mannmeldung festgenommener Jude kein Geld, ist diese Kopfprämie von dem Geld eines anderen Juden zu bezahlen» (zit. in: Friedmann 1991). Erst Mitte August 1944, als die alliierten Truppen bereits kurz vor Paris stehen, treten Brunner und seine Untergebenen in letzter Minute die Flucht aus Drancy an – nicht ohne vorher noch persönlich dafür zu sorgen, dass beim letzten

grossen Transport in Richtung Auschwitz noch über 300 Kinder – und an die 1000 Erwachsene – aus Drancy deportiert werden. Alles in allem «verdanken» an die 23'500 Menschen aus Frankreich ihre Deportation der unerschöpflichen Eifrigkeit des Alois Brunner.

Sein letzter und auch kürzester Auftrag während des Zweiten Weltkriegs führt ihn im September 1944 in die Slowakei, wo er innerhalb von sechs Monaten noch 14'000 Menschen in den Tod schickt. Dort inszeniert er sozusagen sein ganz persönliches «Best Of», indem er eine Kombination aller bereits anderswo erfolgreich erprobten Strategien anwendet. Immer brutaler, immer sinnloser werden die Methoden der Erniedrigung, Brunner und seine Männer leben ihre Foltergelüste schamlos aus, und auch an kleinen und grossen Razzien quer durch das Land sind die Spezialisten beteiligt. In der Slowakei wird Brunner selbst auch immer aktiver, tritt immer öfter hinter seinem Schreibtisch hervor, um selbst Verhöre, Folterungen und Gewaltakte durchzuführen. Nebenbei vergisst der Geschäftsmann Brunner auch nicht, das System der Ausplünderung weiter zu perfektionieren, und schwingt sich immer wieder zu neuem Einfallsreichtum auf. So sind in Sered sogar für die Verarbeitung, Verpackung und Weiterleitung der Raubgüter spezielle jüdische Arbeitsgruppen tätig. Wie bereits in Saloniki und Paris bleibt Brunner auch hier bis zur letzten Minute, bevor er im Frühjahr 1945 auf abenteuerlichen Wegen die Flucht antritt.

Mir ist zum Heulen zu Mute, als ich schwarz auf weiss in englischer, deutscher und französischer Literatur lese, wie dieser junge, clevere Kerl Karriere gemacht hat – und richtig

schlecht wird mir beim Betrachten der wenigen Fotos, die es von ihm gibt. Es könnte genauso gut einer meiner Cousins sein, der mich da geradeheraus anblickt. Doch nicht nur die sichtbare Ähnlichkeit verursacht Unbehagen – allein das Bewusstmachen einer familiären Verbindung zwischen ihm und mir verändert den Umgang mit dem Thema. Der erste Schritt vom Privaten in eine Form der Öffentlichkeit ist für mich beschlossene Sache, auch wenn mich dabei allerlei reale und ir-reale Ängste plagen. Von nun an würde ich keinen Hehl mehr daraus machen, mit einem Massenmörder verwandt zu sein. Nachdem ich mich durch Bücher und Artikel gekämpft habe, um meinen Grossonkel nicht gerade von seiner besten Seite kennen zu lernen, weiss ich schon mehr als genug für das geplante Referat. Zugleich schleicht sich aber erstmals eine Ahnung ein, die mich noch lange begleiten sollte: Was ich nun weiss, ist mehr, als ich eigentlich zu finden, aber auch mehr, als ich auszuhalten geglaubt habe. Was ich für die Antwort auf eine Frage gehalten hatte, hat viele neue Fragen aufgeworfen. Je mehr ich zu wissen glaube, umso grösser wird das Bedürfnis, noch tiefer einzudringen in dieses dunkle Kapitel der österreichischen Geschichte, die plötzlich auch meine Familiengeschichte und damit ein Teil meiner eigenen ist. Und da mir die Bücher nicht mehr alles sagen können, wonach ich zu fragen beginnen will, entschiess ich mich nach langem Zaudern, jemanden aufzusuchen, der schon ein ganzes Leben lang nach Wahrheiten, Gerechtigkeit und Alois Brunner sucht und ihn in der Tat besser kennt als ich: Simon Wiesenthal. Der Mann, der meinem Grossonkel seit Jahrzehnten auf den Fersen ist, um ihn endlich auch öffentlich für seine Verbrechen verantwortlich zu machen, ist überrascht, am Telefon meinen Namen zu hören, und lädt mich ein, ihn in seinem Büro zu be-

suchen. Als ich die Treppen des Wohnhauses in der Wiener Innenstadt hinaufsteige, fühle ich mich wie vor einer alles entscheidenden Prüfung. Ich bin aufgeregt und weiss nicht recht warum, suche nach einem Anfang und vor allem nach einer Sinn machenden Antwort, sollte mein Besuch jenes Erstaunen fortsetzen, das sich im Telefonat angekündigt hat. Vor der Tür sitzt ein Mann in Uniform, der meinen Ausweis verlangt. Erst nachdem ich ihn, eine Kamera und eine Vorzimmerdame passiert habe, kann ich Herrn Wiesenthal zur Begrüssung meine Hand geben, die vor Nervosität eiskalt ist. Der alte Mann ist sehr freundlich und stellt sofort klar, dass er nichts von Sippenhaftung und Schuldgefühlen hält, bevor ich auch nur eine Andeutung in diese Richtung machen kann. Doch das Gespräch dauert nicht lange, denn unsere Erwartungshaltungen scheinen nicht sehr kompatibel zu sein, gerade weil wir dieselben haben: Ich erwarte mir aktuelle Informationen von ihm – und ihm geht es ganz gleich mit mir. Wir tauschen Visitenkarten aus und verabschieden uns höflich voneinander. Doch die zentrale Frage bleibt für uns beide unbeantwortet: Lebt Alois Brunner noch? Und wenn ja, wo ist er? Meine Hände sind nicht mehr ganz so kalt, als ich am Sicherheitsmann vorbei ins Freie eile, und eine Gewissheit kündigt sich an, die zugleich spannend und verunsichernd ist: In dieser Geschichte ist noch kein Ende abzusehen, auch wenn ich nach den ersten, bereits gegangenen Schritten eine Zeit lang Ruhe finden kann.

Die nächste Etappe ist das Referat an der Uni, für das ich mich freiwillig gemeldet habe und das, nach Familie, Freunden und Freundinnen sowie Einzelpersonen wie Simon Wiesenthal, einen weiteren Kreis an Öffentlichkeit für die Auseinandersetzung mit meinem Grossonkel bedeutet. Diese wachsende Öff-

fentlichkeit würde die Gelegenheit haben, meine Arbeit, meine Haltung, ja letztlich auch mich als Person zu kritisieren oder zu verstehen. Ich stelle mich also hin und versuche zu veranschaulichen, dass wissenschaftliches Bemühen und persönliche Betroffenheit keine Gegensätze sein müssen. Doch eine Herausforderung ist diese Kombination auf jeden Fall. Im vierten Semester meines Studiums, als ehemalige Klassen-sprecherin im Gymnasium und nach vier Jahren Arbeit in einer Jugendorganisation ist es für mich eigentlich nichts Besonderes, vor vielen Menschen zu sprechen, doch beim Referat im grossen Hörsaal ist mir ganz und gar nicht wohl in meiner Haut. Zum ersten Mal spüre ich dieses Bedürfnis, über die verwandtschaftliche Nähe zu Alois Brunner zu sprechen, und gleichzeitig eine undefinierbare Angst davor. Ich weiss nicht, ob es an meinem Gemütszustand, am Referat, an meinem Namen oder an ganz banalen anderen Faktoren liegt, aber irgendwie scheint mein Reden die anderen zum Schweigen zu bringen. Jedenfalls habe ich nach meinem Schlusssatz den Eindruck, nicht mehr die Einzige zu sein, die sich nicht besonders wohl fühlt. Die anschliessende Diskussion ist erleichternd, denn neben Entsetzen und Betroffenheit kann ich unter meinen Kollegen und Kolleginnen auch Anerkennung und intensives eigenes Nachdenken wahrnehmen. Eine Rechnung ist aufgegangen, bevor ich sie gemacht habe. Und das nicht zum letzten Mal. Nach der Lehrveranstaltung unterhalte ich mich noch eine Weile mit Walter Manoschek, dem Leiter der Lehrveranstaltung, der mich vorsichtig fragt, ob ich schon einmal an eine Psychotherapie gedacht hätte. Um Gottes willen, was habe ich da nur angezettelt? Mache ich einen so desperaten, hilflosen, depressiven oder sonst wie therapiebedürftigen Eindruck? Bin ich am Ende nicht einmal halb so gross und

stark, wie ich 27 Jahre lang gedacht habe? Kommt nicht in Frage, ich werde doch wohl mit dem bisschen Familiengeschichte im Rucksack allein fertig werden. Ist ja schliesslich nur mein Grossonkel, der vielleicht nicht einmal mehr lebt und den seit über 50 Jahren niemand gesehen hat. Und schliesslich war es ja trotz allem doch nur ein Referat. Das wäre doch gelacht, wenn ich den Alten nicht wegstecke.

**Oktober 1999**

**Politische Akademie, Wien**

In der beinahe romantischen Anlage eines Bildungshauses füllen ungefähr zwanzig jüdische Israelis und österreichische Angehörige der so genannten dritten Generation einen freundlichen Seminarraum. Es soll eine Begegnung miteinander und mit den jeweiligen Familiengeschichten werden, die der Österreichische Bundesjugendring und der israelische Dachverband von Jugendorganisationen gemeinsam initiiert haben. Mein erster Frosch im Hals hüpfert schon bei der Vorstellungsrunde im Raum umher. Auch wenn ich meinen Nachnamen nicht gleich dazusage, lasse ich doch keinen Zweifel daran offen, dass ich prominente Nazi-Verwandtschaft mitgebracht habe, doch erstaunlicherweise nimmt mir das niemand übel. Trotz flüchtiger Reiseerinnerungen an die Heimat der durchweg sympathischen Leute fühle ich mich ziemlich fremd gegenüber den jüdischen Israelis, die hier mit uns in einem Kreis sitzen. Sie wie wir sind in Jugendorganisationen aktiv, sie wie wir haben den Mut gefasst, sich mit der Shoah auseinander zu setzen. Und das nicht nur theoretisch und in vertrauter Umgebung, sondern hier in Wien, wo wir, die Nachkommen der so genannten Täterseite, einen ambivalenten Heimvorteil haben. Und dennoch fühlen wir uns alles

andere als sicher in dieser für alle Beteiligten neuen Situation. Trotzdem werden wir dem programmatischen Titel «Breaking the Silence» mehr als gerecht, denn schon in der ersten Kaffeepause können wir nicht aufhören, einander von unserem Leben zu erzählen und von unserem Zugang zur verhängnisvollen Vergangenheit. Als Vertreter und Vertreterinnen verschiedener Jugendorganisationen sitzen wir dort, aber vor allem auch als Enkel, Grossnichten und Grossneffen, Nachkommen von jüdischen Opfern und österreichischen Tätern oder Täterinnen, als Menschen mit Namen und Gesichtern, die sich mehr oder weniger intensiv und konfliktreich mit ihren Vorfahren beschäftigen. Mit im Nachhinein erstaunlicher Offenheit und Courage konfrontieren wir uns selbst und einander mit der kollektiven Erinnerung zweier Gesellschaften, die sich schnell auf die persönlichen Erfahrungen in der eigenen Familie zurückführen lassen. Bei aller Verschiedenheit zwischen unseren Biografien und Geschichten entdecken wir erstaunliche Parallelen, wie zum Beispiel die Übernahme von Schuldgefühlen Jahrzehnte nach den tatsächlichen Ereignissen, Tabus und Familiengeheimnisse, bisweilen absurd erscheinende Loyalitäten zu Lebenden oder Toten, die eine offene Konfrontation mit der Geschichte erschweren, sowie das Gefühl, in besonderer Mission unterwegs und für irgendeine Art von «Wiedergutmachung» zuständig zu sein. Und nicht zuletzt teilen wir rational kaum begründbare Ängste, die wir unseren Geschwistern und Eltern nur schwer begreiflich machen können, während wir hier völlig fremden Menschen, noch dazu «von der anderen Seite», in einer fremden Sprache unsere Geschichten erzählen und mit überraschendem wie wohlthuendem Verständnis rechnen können. Vielleicht ist es auch die englische Sprache, die uns die notwendige Distanziertheit zum Gesagten erleichtert und das Minenfeld unserer Gesprä-

che und Gedanken ein wenig entschärft, denn niemand kann sich in der eigenen Muttersprache, die bestimmt vielschichtiger und emotionalere Artikulationen mit sich bringen würde, verständlich machen. Nahezu euphorisch ist die Stimmung mitunter, begünstigt durch die Kürze des Seminars, denn schon ein paar Tage mehr, so denke ich mir, könnten eine Dynamik lostreten, die wir vielleicht nicht mehr handhaben könnten. Mein Grossonkel hat also die Grosseltern dieser Leute auf dem Gewissen, zumindest potentiell. Und wenn nicht sie, dann eben die von anderen jungen Israelis. Für das Nachspüren in unseren Familiengeschichten, die so untrennbar miteinander verbunden sind, auch wenn im Einzelfall kein direkter Bezug nachgewiesen werden kann, ist die Idee der Stellvertretung mehr als ausreichend.

Aber nicht dieser Gedanke ist es, der mir am meisten zu schaffen macht. Nein, viel banaler, viel realer ist das schwarze Loch, in das ich stolpere. In einer Ecke des Raumes steht ein Büchertisch, an dem ich in den Pausen immer wieder schmökere. Ein dickes Buch lädt zum Blättern ein: *Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus*, herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands. Neugierig, wie ich bin, suche ich im Namensindex nach Alois Brunner. Ihn finde ich nicht, dafür aber den Namen eines attraktiven Kärntners, den ich vor ungefähr drei Monaten auf einem Sommerfest kennen gelernt hatte. Es besteht kein Zweifel, zu ungewöhnlich ist sein Name, als dass es sich um eine Verwechslung handeln könnte. Der eloquente angehende Philosoph und Historiker, für den ich kurz geschwärmt hatte, um nach einem angeheiterten Heurigenabend festzustellen, dass irgendetwas mit ihm nicht ganz «koscher» gewesen war, war in der Tat in der Neonazi-Szene unterwegs. Ich kann es

nicht fassen. Und das mir! Habe ich so wenig Menschenkenntnis, dass ich mich um Haaresbreite in einen Rechtsextremen verliebe? Und könnte er womöglich wissen, dass ich nicht irgendeine Claudia Brunner bin? Der Gedanke allein verursacht mir Übelkeit, doch je länger ich über ihn und den lauen Sommerabend nachdenke, umso verständlicher wird das Unbehagen, das sich immer wieder in die durchaus angeregte Unterhaltung gemischt hatte. Der seltsame Blick, der nie direkt meinem standgehalten, sondern an mir vorbei ins Leere gegangen war. Und seine kryptischen Aussagen über dunkle Zeiten in seiner Jugend und einen nicht näher zu definierenden Ferienjob in Deutschland, wohin er bald fahren müsse. Bizarr, alles in allem. Viel später sollte ich herausfinden, dass es sich bei den dunklen Zeiten um eine Verurteilung nach dem NS-Verbotsgesetz gehandelt hatte, und der «Ferienjob» in Deutschland stellte sich als Vertragstätigkeit für die NDP (Nationaldemokratische Partei) heraus. Ein seltsamer Abend, eine ungute Verabschiedung, dann Funkstille. Das allein wäre an und für sich noch nichts Ungewöhnliches, aber musste es gleich ein Neonazi sein? Zum Glück ist meine Freundin Betti auch hier beim Seminar, sie war mit mir auf diesem Fest gewesen, wo mir der schöne Jüngling über den Weg gelaufen war, und so kann ich ihr brühwarm erzählen, was ich herausgefunden habe. Wenigstens etwas. Aber da ein Unglück ja selten allein zu kommen pflegt, blättere ich noch ein wenig weiter, auf der Suche nach einem weiteren Namen. Den Sohn finde ich zum Glück nicht, aber den Vater. Ich kenne die Gesinnung meines ehemaligen Schulkollegen nur allzu gut, ist er doch schon seit Jugendtagen Mitglied einer schlagenden Burschenschaft, wo man ja keinen Hehl aus der Präferenz für die viel beschworene deutsche Volksgemeinschaft zu machen pflegt.

In einer mussevollen Zeichenstunde hatten wir vor Jahren für einen Geografietest gelernt, und beim Erkunden des Schulatlases hatte ich beiläufig auf Damaskus gezeigt und die Bemerkung fallen gelassen, ich hätte dort einen entfernten Verwandten. Woraufhin er mich mit deutlichem Erstaunen angesehen und gemeint hat: «Nein, aber nicht wirklich. Der Alois Brunner, der alte Nazi?» Woher um alles in der Welt wusste er von ihm? Hatte ich mich verplaudert? Oder spukte es im Zeichensaal? Weder noch. Wie sich herausstellte, war sein Vater in den achtziger Jahren im Rahmen eines Einsatzes der Vereinten Nationen auf den Golanhöhen stationiert und hatte von dort aus Kontakt nach Damaskus gehabt. Soll heißen, zu Alois Brunner, mit dem er offensichtlich persönlich bekannt war. Damals, als 17-jährige Schülerin, war mir noch nicht wirklich klar, was es heisst, dass irgendein österreichischer Bundesheerangehöriger einen Herrn Brunner in Damaskus getroffen hat. Inzwischen schon. Seine Mitgliedschaft bei der «Kameradschaft IV», einem Veteranenverband ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS (DÖW 1993, S. 146-151), ist wohl genauso wenig zufällig wie die von Vater und Sohn bei der Burschenschaft. Und selbst bei einem Aufenthalt auf den Golanhöhen trifft man wahrscheinlich nicht im Vorübergehen einen NS-Verbrecher, der offiziell ja weder in Syrien noch sonstwo lebt und angeblich vom Geheimdienst strengstens bewacht wird. Eigentlich wollte ich in diesen sonnigen Herbsttagen jungen Juden und Jüdinnen aus Israel begegnen und nicht irgendwelchen rechten Österreichern, die in der Vergangenheit meinen Weg gekreuzt haben. Aber wirklich überraschen kann mich in dieser Geschichte bald nicht mehr viel. In die wohlwollende, freundliche Atmosphäre des Seminars mischt sich plötzlich ein dunkler Schauer, ein Schatten, der mich nicht mehr so schnell verlässt. Nicht immer ist er sichtbar, aber er

kann immer wieder dorthin fallen, wo ich gerade stehe, und eine Zeit lang für mich auf unangenehme Weise spürbar bleiben.

**Mai 2000**

**KZ Mauthausen**

In der Volksschule des Ortes wird noch eifrig diskutiert und gegrübelt, internationale Widerstandslieder aus den dreissiger und vierziger Jahren tönen über den Schulhof, und für die 150 jungen Menschen aus über zehn Ländern werden T-Shirts bedruckt, auf denen der Titel dieser internationalen Jugendbegegnung zu lesen ist: «Junger Widerstand gegen alte Zeiten!». Der Einladung des Österreichischen Bundesjugendringes, der Lagergemeinschaft Mauthausen und des Vereins Mauthausen Aktiv Österreich sind auch zwei Dutzend junge Leute gefolgt, die wie ich in der Planung und Durchführung der Veranstaltung mitarbeiten. Während ich meine Siebensachen zusammenpacke, den von mir betreuten Infotisch anderen Aktivisten und Aktivistinnen überlasse und mich mit ein paar weiteren bespreche, um den nächsten Teil der Veranstaltung vorzubereiten, steigt meine Anspannung, die ich seit zwei Tagen mit politischem Aktivismus und beinahe missionarischem Arbeitseifer in Schach halte. Ich bin noch nie hier gewesen, in Mauthausen, und schon gar nicht im Konzentrationslager, das zurzeit hauptsächlich wegen des umstrittenen Konzerts der Wiener Philharmoniker durch die Medien geht. Morgen würde es nämlich – anlässlich des 55. Jahrestages der Lagerbefreiung durch die Alliierten – Frack und Geigen hier im Steinbruch geben, wo Tausende sich zu Tode arbeiten mussten, ins Gas geschickt oder auf andere Weise um ihre

Würde und ihr Leben gebracht wurden. Und ausgerechnet ich, die Grossnichte eines Mannes, der doppelt so viele Tode zu verantworten hat, als hier gestorben worden sind, ich sollte dort oben, auf dem Appellplatz, am Vorabend der Hauptveranstaltung eine Rede halten und mit einer Gedenkfeier diese internationale Jugendbegegnung abschliessen. Auf Englisch noch dazu. Eingebrockt, ausgelöffelt. Wenn schon kämpfen, dann an der Front. Das stille Glück war ja noch nie meines gewesen, also wundere ich mich auch gar nicht mehr darüber, mich in dieser Position wiederzufinden, auch wenn mir jetzt schon ein wenig mulmig wird angesichts meiner eigenen Courage. Martina Fürpass, die Generalsekretärin des Österreichischen Bundesjugendrings und Hauptorganisatorin der Jugendbegegnung, und ich verschwinden noch schnell auf der Schultoilette, um uns umzuziehen. Ohne uns darüber zu besprechen, verlassen wir das Gebäude in schlichtem Schwarz, was uns beiden offensichtlich für eine Gedenkfeier geeigneter erscheint als die roten T-Shirts, die alle anderen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen tragen. Der Kleinbus schlängelt sich langsam über die Serpentina, die von der Ortschaft hinauf ins Konzentrationslager führen. Ich blicke interessiert aus dem Fenster und stelle mich darauf ein, schon bald die Manifestation einer Metapher zu sehen. Mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Ängstlichkeit nähere ich mich der Anlage des KZ Mauthausen, dem österreichischen Auschwitz gewissermassen, während sich meine Hände fest an die Blätter mit der von mir vorbereiteten Rede klammern. Kopien auf Deutsch zum Verteilen sind auch dabei, ebenso die CD zur musikalischen Umrahmung, Filzschreiber zur demonstrativen kollektiven Unterschrift auf dem Transparent am Ende der Feier, zu Rollen gebundene Deklarationen der Menschenrechtserklärung in 150-facher Ausgabe für unsere Gäste, Wasserfla-

sche und ein kleiner Notfall-Imbiss für den Kreislauf. Alles dabei, alles organisiert und geplant, wie es eben so meine Art ist. Nicht gerade «business as usual», aber doch eine Situation, die mir aus vielen Jahren Jugendarbeit bekannt ist. Das flaue Gefühl in der Magenrube bleibt. Ist es die Hitze? Oder die Tatsache, meine Rede auf Englisch zu halten? Oder die Angst, dass der Techniker die falsche Nummer auf der CD anspielt und das Gelände mit flottem Tango beschallt, anstatt mit getragenen Tönen meinen gedankenschweren Worten den nötigen Raum zum Nachhallen zu verleihen? Oder weht der Wind womöglich ganz woanders her? Warum mache ich das hier eigentlich? Bin ich einfach nur am Thema interessiert oder ist es nicht vielleicht doch dieses immer wiederkehrende Gefühl, etwas wieder gutmachen zu wollen, das nie wieder gutzumachen sein kann? Bin ich für mich hier oder für ihn – diesen entfernten Verwandten, der mich immer mehr beschäftigt, diesen Massenmörder, der keine Reue zu kennen scheint? Für dieses Phantom der Zeitgeschichte oder vielmehr für seine Opfer? Oder vielleicht für meine Familie, die sich meiner erbarmungslosen Meinung nach nicht genug mit diesem Ast des Stammbaums beschäftigt? Und im Allgemeinen sowieso «für Arsch und Friedrich», also umsonst?

Die Strasse führt steil hinauf zum Lager. Ich bin heilfroh, nicht mit den anderen zu Fuss die letzten Kilometer hinaufkeuchen zu müssen, und konzentriere mich wieder darauf, wie man bei der Veranstaltung die Fehlerquellen minimieren und die Aufmerksamkeit maximieren könnte. Während ich mit den anderen noch einige Details bespreche, fließt plötzlich ein Schauern durch meinen Körper. Ein Frösteln bemächtigt sich meiner, die Sommerhitze eines blitzblauen Maitages gefriert zu

einer kleinen Zwischeneiszeit, als ich wortlos und wie gelähmt aus dem Fenster blicke. Wie ein Déjà-vu tauchen die Mauern des KZ Mauthausen vor mir auf, und der graue Gebäudekomplex scheint mir auf einmal vertraut zu sein, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Welchem Eindruck soll ich denn mehr vertrauen? Meinem Wissen, dass ich noch nie hier gewesen bin, oder meinem Gefühl, diesen Ort doch zu kennen? Und kann es möglich sein, so einen Besuch vergessen, verdrängt zu haben? Ich bin völlig durcheinander, doch schliesslich gewinnt die Vernunft wieder Oberhand. Ich denke mir, nach so viel Film- und Fotomaterial, das ich in den letzten Jahren zu verdauen hatte, kann es schon sein, dass mir einiges bekannt vorkommt, und beim Aussteigen löst sich das Frösteln schon wieder in der Hitze auf. Wir gehen durch das Tor an der ehemaligen Zentrale der Lagerleitung vorbei. Heute haben dort die Sicherheitskräfte, deren Outfit und Körperhaltung an Bruce Willis oder Arnold Schwarzenegger erinnern, ihr Hauptquartier eingerichtet. Ein seltsamer Anblick, diese modernen Supermänner, deren Körperhaltung und Standort mich in diesem Zusammenhang an nationalsozialistische Inszenierungen von Männlichkeit erinnern. Noch ein paar Stufen hinauf zum Appellplatz, doch das Gefühl des Déjà-vu ist immer noch da, hält für Minuten an und verdichtet sich zur ernsthaften Befürchtung, mit meiner geistigen Verfassung sei etwas nicht ganz in Ordnung. Ich kann nicht sagen, ob ich schon einmal hier gewesen bin oder nicht. Alles scheint bekannt, aber Details wollen mir einfach nicht einfallen – wann, mit wem, warum? Da stehen wir nun, auf diesem riesigen, von der Sonne aufgeheizten asphaltierten Rechteck inmitten der Baracken und Mauern, wo das Wort «Platzangst» für mich eine neue Bedeutung bekommt. Gähnend leer ist der Appellplatz heute, am Vorabend der grossen Feierlichkeiten. Gäh-

nend leer fühlt es sich auch in mir an, als ich die Länge des ganzen Platzes abschreiten muss, um zur Bühne an der anderen Seite zu gelangen. Der Weg scheint endlos zu sein unter der prallen Sonne, die wie der Postkartenhimmel irgendwie nicht ins Bild passt. Mein Grossonkel ist hier wahrscheinlich nie gewesen, vielleicht aber doch, wer weiss. In meiner Fantasie ist es jedenfalls kein Kunststück, seine Gestalt und diesen Platz in einem Bild zu denken, während ich selbst auf das Rednerpult zusteure und mir in schwarz-weißen Bildern ausmale, wer und was hier vor mehr als einem halben Jahrhundert im wahrsten Sinne des Wortes über die Bühne gegangen sein mag. Nein, es spukt hier nicht, und doch fühle ich die Schwere des Ortes, glaube, die Anwesenheit der Tausenden Seelen hier Geschundener und Ermordeter zu spüren, frage mich, ob man an diesem Ort überhaupt Musik spielen kann. Ich habe sogar Gewissensbisse, etwas zu essen, obwohl mein Kreislauf deutlich signalisiert, dass jetzt ein wenig Zucker und Kohlehydrate nicht das Schlechteste wären. Die Banalität, eine Banane essen zu wollen, schwillt an zu einer monströsen Peinlichkeit. Drei Monate nach der feierlichen Vereidigung der konservativ-freiheitlichen Koalitionsregierung, die meine Identifikation mit Österreich massgeblich irritiert hat, sind die einzigen Farben hier am Appellplatz – neben dem Grau der Lagermauern – die der österreichischen Flagge, die das Rednerpult umgibt. Auch das noch. Meine Worte sollten also symbolisch umrahmt sein von einer offiziellen Repräsentation jenes Staates, an dem ich so viel zu kritisieren habe, seit ich mich mit seiner jüngeren Geschichte befasse. Unser Altbundespräsident Waldheim mit seinen Gedächtnislücken ist nur eine Anekdote gewesen im Vergleich mit der offensichtlichen Spaltung der harmoniebedürftigen Republik, die nun quer durch

alle Bereiche des Lebens zu spüren ist und in jedem Café, in jeder Strassenbahn, in jeder Familie diskutiert wird. Seit dem Wechsel der Regierung und den darauffolgenden politischen Irritationen auf dem internationalen Parkett haben fast alle das Bedürfnis, sich für die eine oder die andere Seite zu positionieren. Wenigstens etwas, die Österreicher und Österreicherinnen beziehen Stellung. Daran werden sich unsere zivilgesellschaftlichen Kinderschuhe wohl erst gewöhnen müssen. So wie ich mich ans rot-weiss-rote Rednerpult. Tausche Anti-Regierungs-Sticker gegen Österreichfahne? Oder bin ich plötzlich ein Teil des nicht nur medial konstruierten «anderen Österreich»? Die Gedankensprünge werden hochleistungssportlich, doch dann widme ich mich wieder der Gedenkfeier, die in einer Stunde hier stattfinden würde. Und meiner Rede, die ich vor einigen Tagen mit einer Überzeugung geschrieben hatte, welche nun bereits ein wenig abzubröckeln begann – in gleichem Masse wie meine felsenfeste Einbildung, zum ersten Mal in Mauthausen zu sein ...

*«(...) Heute, am 6. Mai 2000, 55 Jahre nach der Befreiung von Mauthausen und anderen Konzentrationslagern – was auch bedeutet: zwei Generationen danach –, heute gedenken wir der Shoah. Und wir spüren immer noch ihre langfristigen Wirkungen. Manchmal leiden wir darunter, meistens jedoch ist diese Wirkung unbewusst in und um uns. Leider hat es mehr als ein halbes Jahrhundert gebraucht, um geeignete Wege zum Umgang mit dieser Vergangenheit zu finden – wenn angesichts eines solchen Völker- und Massenmords irgendetwas überhaupt als geeignet betrachtet werden kann. Auch wenn es tatsächlich einen Unterschied macht, welche Schritte wir gehen, um uns unserer Vergangenheit zu nähern: Es ist unbedingt erforderlich, dass wir sie unternehmen! Wir alle sind nun heute hier, junge Menschen aus ver-*

*schiedensten Ländern, mit verschiedenen familiären, politischen, religiösen, historischen und sonstigen Hintergründen. Wir alle sind heute Morgen mit höchst unterschiedlichen individuellen und kollektiven Erfahrungen und Erinnerungen aufgewacht.»*

Warum die wohl alle hier sind? Was tragen die wohl in ihrem persönlichen Rucksack? Kann ich in ihren Gesichtern etwas davon sehen? Sieht man mir an, mit welcher Geschichte ich hierhergekommen bin?

*«Aber wir sind heute hier, und wir teilen ein tiefes Interesse: Wir wollen von der Vergangenheit lernen. Wir zeigen bereits durch unsere Anwesenheit hier und heute, dass uns unsere Vorfahren, die Generation unserer Grosseltern, nicht gleichgültig sind. Einige unter uns müssen mit der schwer fassbaren Tatsache umgehen lernen, dass die eigene Familie unschuldig ausgelöscht oder aus ihrem früheren Leben vertrieben worden ist.»*

Mein Studienkollege Michael ist auch unter den Aktivisten und Aktivistinnen der Veranstaltung, deren grellrote T-Shirts immer noch penetrant fröhlich wirken. Es war eine grosse Überraschung, ihn bei der Vorbereitung im Linzer Posthof zu treffen. Die Kippa, die er hier trägt, irritiert mich ein wenig, und ich frage mich, ob er weiss, dass mein Grossonkel vielleicht ein paar seiner Verwandten auf dem Gewissen hat. Ich habe von seiner jüdischen Herkunft jedenfalls nichts geahnt.

*«Andere müssen mit erschreckenden Biografien ihrer Verwandten fertig werden, ihrer Verwandten, die am Nazi-Regime aktiv teilgenommen haben, die zu beschuldigen sind und verantwortlich gemacht werden können.»*

Tina und Betti, zwei gute Freundinnen, die hier auch mitarbeiten, stehen hinter mir und wissen nur zu gut, wovon ich rede. Hier halten sie im Hintergrund das Transparent hoch, ansonsten unsere Freundschaft, die sich in vielen Gesprächen rund um unsere Verwandten immer wieder bestätigt. Nicht al-

le haben einen so prominenten Nazi im Stammbaum wie ich, aber wie viele österreichische Opas und Omas waren schon im Widerstand? Wer kennt all die Erfahrungen, Einstellungen und Handlungsmöglichkeiten, die dazwischenliegen?

*«Wir haben bereits begonnen, uns mit der Vergangenheit zu beschäftigen, die in unsere Gegenwart hineinreicht und auch unsere Zukunft beeinflussen wird. Selbst wenn das eine sehr schmerzvolle und enttäuschende Angelegenheit ist. Und ich gehe davon aus, dass die meisten von uns hierher nach Mauthausen gekommen sind, um eine tiefe Überzeugung auszudrücken: Wir wollen die Wiederholung dessen, was bereits einmal geschehen ist und in einer anderen Form vielleicht wieder geschehen kann, verhindern. Aber zeigt uns die Realität nicht, dass menschliche Zivilisationen immer wieder in höchst primitive Muster zurückfallen, um ihre Konflikte auszutragen? Gibt es denn überhaupt einen Weg, um ‚das Böse‘ zu verhindern? Und wenn es einen gibt – wie würde er aussehen? Und: Warum sind wir ihn noch nicht gegangen? Ich denke, wir haben damit bereits begonnen. Wir haben die ersten Schritte gesetzt. Wir sind nicht nur hierher gekommen, um uns mit der Vergangenheit zu konfrontieren, sondern auch, um ein Zeichen zu setzen für die Gegenwart. Damit wir wieder Vertrauen in unsere Zukunft gewinnen können! Aber: Es gibt keine Lösung ohne Ablaufdatum. Es gibt ihn nicht, diesen einfachen Weg, der für immer und für alle gültig ist. Es kann nicht nur eine einzige Antwort auf die unzähligen Fragen in einer höchst komplexen Welt geben. Und sollte irgendjemand so etwas behaupten: Bezweifelt es! Stellt es in Frage! Vertraut darauf, was ihr selbst fühlen, sehen und hören könnt, wovon ihr Tag für Tag Zeugen und Zeuginnen werdet! Indem wir uns die Vergangenheit bewusst machen, sind wir zu mehr Aufmerksamkeit und Vorsicht in der Gegenwart fähig. Indem wir die dunklen Seiten in uns selbst ak-*

*zeptieren, können wir dem Bösen direkter ins Auge blicken, dort, wo es gerade geschieht, wo es uns selbst oder anderen begegnet. Indem wir uns unserer eigenen Ressourcen und auch deren Grenzen bewusstwerden, können wir unsere Stimmen erheben: früher, klarer, überzeugter und überzeugender. (...)»*

Alles läuft nach Plan – zumindest für die Zuhörenden. In mir jedoch stürzt zwischen den Zeilen eine Welt ein, als ich im Verlauf des Sprechens wieder den Eindruck habe, schon einmal hier in Mauthausen gewesen zu sein und es vergessen zu haben. Irgendetwas gibt mir die Sicherheit, diesen Ort bereits zu kennen, und die Bestürzung darüber, diesen Besuch anscheinend erfolgreich verdrängt zu haben, irritiert mich enorm. Ich bin völlig verunsichert, weil ich nicht mehr unterscheiden kann zwischen erinnertem Erleben und erlebter Einbildung. Der Boden scheint mir unter den Füßen weggezogen zu werden, denn was bleibt noch von politischen Reden, wenn ich dem eigenen Gedächtnis, der eigenen Erinnerung nicht mehr trauen kann? Mit Mühe lese ich meinen Text, dem ich am liebsten hinzufügen möchte, was für ein Film in mir gerade abläuft. Doch irgendwie fehlt mir der Mut, mein Konzept über den Haufen zu werfen und den Leuten zu erzählen, was ich gerade fühle, und dabei höchstwahrscheinlich in Tränen auszubrechen. Dafür hat man mich sicher nicht ans Rednerpult gebeten. Daher halte ich mich an meinen eigenen Zeilen fest, während ich von ihrem Inhalt zunehmend weniger überzeugt bin. Was ist Realität? Was ist Fantasie? Und woher kommen die Bilder und Gefühle, die sich in die Zwischenräume schieben? Wie durch einen Blitz aus dem heiteren Himmel dieses Maitages wird mir bewusst, dass mir mein eigenes Unterbewusstsein ein Schnippchen geschlagen hat. Wenn ich tatsäch-

lich schon einmal hier gewesen sein sollte, hatte ich diesen Besuch nicht einfach vergessen, sondern offensichtlich äusserst effizient verdrängt. Ich, die bei jeder Gelegenheit predigt, man müsse sich dieses und jenes bewusst machen, man solle doch der Realität ins Antlitz schauen, sich und anderen nichts vormachen. Ich, die jedem und jeder über 70 grundsätzlich skeptisch begegnet, auf der Lauer nach einem Zipfel dessen, woran man sich nicht erinnern könne oder was man nicht mehr so genau wisse. Ich, die Verdrängen und Vergessen für grob fahrlässige Manöver der menschlichen Psyche und für nahe Verwandte der glatten Lüge hält. Ich, die von anderen stets fordert, aufrichtig und bewusst durchs Leben zu schreiten. Ich, die ich seit zwei Tagen 28 und angeblich im Vollbesitz meiner geistigen Fähigkeiten bin und kaum im Verdacht der Altersvergesslichkeit stehe. Ich muss also erschüttert feststellen, dass ich mich womöglich an ein nur wenige Jahre zurückliegendes Ereignis nicht erinnern kann. Nicht nur nicht erinnern an etwas, das ich eigentlich weiss. Nein – ich war bis vor einer Stunde der vollen Überzeugung gewesen, diesen Ort nicht zu kennen. Während der ganzen Vorbereitungszeit des Projekts war mir nie auch nur der leiseste Zweifel darangekommen, während der zwei Tage im Ort Mauthausen hatte mich nichts und niemand an einen früheren Besuch erinnert. Aber ganz sicher bin ich mir auch nicht, woher die Bilder im Kopf kommen, die mir vorgaukeln, schon einmal hier gewesen zu sein, und sich in ihrer Unklarheit dennoch einer stichhaltigen Beweisführung entziehen. Und nun stehe ich da und schwinge grosse Reden von Bewusstmachen und Erinnern am rot-weiss-roten Pult und bin mir auf einmal gar nicht mehr so sicher, ob die pathetische Rechnung aufgeht, die ich in meiner Rede angestellt habe ...

**Juli 2000**

**Jerusalem / Tel Aviv**

«Breaking the Silence», die Begegnung zwischen österreichischen und israelischen jungen Leuten, ist noch nicht vorbei. Nach dem Seminar in Wien gibt es eine Gegeneinladung aus Tel Aviv, und ich fliege mit einer kleinen österreichischen Delegation nach Israel, um dort abermals mit jüdischen Israelis der dritten Generation die Stille zu durchbrechen. Die Stille in uns und in unserer Gesellschaft, die Stille der Israelis, aber auch die bedrückendste unter allen, nämlich die Stille zwischen den beiden. Das geschieht diesmal zwar weniger euphorisch und bereits mit viel mehr Vorsichtigkeit und Rücksichtnahmen, bringt aber alle Teilnehmenden dennoch ein grosses Stück weiter in der eigenen Auseinandersetzung. Dabei ist es ganz schön schwer, die Sommerferien auf diese Weise zu verbringen. Es bleibt nicht bei Diskussionen allein, denn jede und jeder von uns sitzt nicht nur in der Gegenwart hier, sondern auch mit einem Stück Vergangenheit, die nicht die unsere ist, und die wir trotzdem in uns tragen, ob wir das nun wollen oder nicht. Der Umgang mit realer, erinnelter oder fantasierteser Gewalt ist, meint die Psychologin Yolanda Gampel, mit einer Strahlenwirkung vergleichbar: Eine äussere Realität dringt in das Innere ein, ohne dass das Individuum den Eintritt und seine inneren Auswirkungen kontrollieren kann. Wir, sowohl Nachkommen von Opfern als auch von Tätern und Täterinnen, sollen einerseits wissen, was in der Shoah geschehen ist und was nicht vergessen werden darf. Andererseits sollen wir aber auch zugeben, dass wir es nicht wissen können, weil es nicht wirklich vermittelbar ist und wir ja nicht selbst dabei wa-

ren (vgl. Gampel, in Hardtmann 1992, S. 251-260). Irgendwie sind diese geheimnisvollen Strahlen aus der Vergangenheit jedenfalls in uns eingedrungen, und sie weigern sich beständig, einfach durch uns hindurch und anderswohin zu strahlen. Zumindest unter den österreichischen Teilnehmerinnen bin ich mit diesem Gefühl nicht die Einzige, und wie mir scheint, geht es unseren israelischen Gastgebern und Gastgeberinnen auch nicht viel anders. Am Ende des Seminars ist die Euphorie vom vergangenen Herbst jedenfalls schon lange verfliegen. Obwohl wir mit unserem Treffen zufrieden sind und derlei Begegnungen für wichtig und notwendig halten, macht sich eine Erschöpfung breit, die nicht nur mit der Sommerhitze zu tun hat.

Mir ist es trotzdem wieder nicht genug, ich will noch tiefer eintauchen in das Land derer, die vor Leuten wie meinem Grossonkel geflüchtet sind, und in die Vergangenheit. Also bleibe ich noch eine zweite Woche, um mich allein auf die Spuren der Geschichte zu machen. Ich war zwar schon einmal im Rahmen einer katholischen Bildungsreise 1995 in Israel gewesen, doch dabei hatte es eigentlich keinen Platz gegeben für persönliche Begegnungen mit Israelis, genauer gesagt, mit Juden und Jüdinnen. Der Einzige, an den ich mich erinnere, ist ein Reiseleiter, der uns eher mit alttestamentarischen Anekdoten versorgt als mit politischen oder historischen Fragen belangt hatte. Ausserdem hatte die ganze Reise unter dem Motto der Spurensuche zwischen Christentum und Judentum gestanden, wofür ich mich damals, als engagierte Mitarbeiterin der Katholischen Jugend Steiermark, tatsächlich interessiert hatte. Ob es Inhalt oder Form der Reise waren, die mir den Blick auf so viele Facetten des Nahen Ostens vernebelt hatten, oder beides, ist im Nachhinein nicht mehr auszumachen. Meine

erste Reise hierher ging jedenfalls nicht nach Israel, sondern ins «Heilige Land», und dementsprechend spirituell angehaucht war der Sightseeing-Trip auch, bei dem eine Woche lang kaum von Shoah oder Nahostkonflikt die Rede war. Das Wort «Palästina» nahm unser jüdischer Reiseleiter jedenfalls nicht in den Mund, bestenfalls war von «den Arabern» die Rede. Meine zweite Reise nach Israel, diesmal mit Absicht allein, steht nun völlig im Zeichen der Shoah, führt mich in Museen und Gedenkstätten des Grauens, das ich inzwischen auch historisch und politisch einordnen kann, zumal ich meinen Studienschwerpunkt genau dort platziert habe. Dennoch bleiben alle Eindrücke gewissermassen unter dem Schleier des schlechten Gewissens, des Schuldbewusstseins, der verzweifelten Suche nach einer Erklärung für das Unerklärliche, die nur allzu leicht in Vereinfachungen und Polarisierungen Unterschlupf findet. In jedem Museum erdrücken mich die Bilder und Texte mehr als im vorherigen, in jedem Abschnitt der riesigen Gedenkstätte Yad Vashem lasse ich mich tiefer in den Abgrund des Entsetzens und der Hilflosigkeit hineinziehen, als gäbe es keine Alternative zu dieser Ausgeliefertheit an die Macht der Erinnerung, die nicht einmal meine eigene ist.

Aber nicht nur das Seminar, die Museen und Gedenkstätten konfrontieren mich mit meiner Familiengeschichte, sondern auch Menschen, die ich auf anderem Wege kennen gelernt habe und die mit meinem neuen Interesse an Israel zu tun haben. Wie zum Beispiel Jay Bushinsky, ein jüdischer Journalist, und seine Kollegin Lynda Goldman, die im Frühjahr des Jahres eine TV-Dokumentation über Alois Brunner gedreht und mich über die Klarsfelds ausfindig gemacht haben. An sie alle muss ich hier intensiv denken. Serge Klarsfeld habe ich schon

letztes Jahr in seiner Pariser Anwaltskanzlei kontaktiert, um an mehr Material über meinen Grossonkel zu gelangen. Und er, der als achtjähriger Junge der Verhaftung seines Vaters durch Alois Brunner hinter einer Schranktür zuhören musste, hat meine Telefonnummer offensichtlich an die beiden Israelis weitergegeben, was ich ihm im ersten Augenblick durchaus übelgenommen hatte. Das Läuten hatte meine Arbeit an einem Text jäh unterbrochen, den ich gerade für die Uni zu schreiben im Begriff war, einen Erfahrungsbericht zum Thema «Das Wirken des Nationalsozialismus auf die folgenden Generationen». Na bitte, soll mir noch jemand mit Zufall kommen. Am Apparat war eben jener Jay Bushinsky, der mich geradeheraus fragte, ob ich für ein Interview in einer Dokumentation über Alois Brunner zur Verfügung stünde. Mir war heiss und kalt gleichzeitig. Ein israelischer beziehungsweise US-amerikanischer Journalist ruft mich, ausgerechnet mich, an, damit ich meinen Senf zur medialen Aufarbeitung einer Brunner-Story abgebe ... Alle Alarmglocken klingeln in mir. Da sind sie also, die gefürchteten Journalisten, die mir womöglich eine Falle stellen und mich benutzen wollen, um endlich an den eigentlichen Gegenstand ihres Interesses, an Alois Brunner, an meinen Grossonkel, heranzukommen. Ich fühle mich in die Ecke gedrängt, weiss nicht recht, was ich tun und was lieber lassen sollte, doch gibt es noch ein Zurück? Habe ich den Mund nicht schon zu voll genommen, indem ich mich in einen vollen Hörsaal gestellt habe oder auf den Appellplatz im KZ Mauthausen, um über meinen Grossonkel oder zumindest über meine Position in dem ganzen Drama öffentlich zu reden? Eine leise Ahnung von Verfolgungsangst schleicht sich ein, die Rollen kehren sich mehrmals um, meine Fantasie verrenkt sich, um allen Gefühlen, die sich in mir auf-tun, Bilder zu verleihen. Ich werde dabei einerseits zum Opfer

derer, die mir als Grossnichte eines Massenmörders nachstellen könnten, um über mich an ihn zu gelangen. Andererseits werde ich genau damit auch zur potentiellen Täterin, die den von Familiengeheimnissen und unausgesprochenen, bisweilen absurden Loyalitäten beschützten Verbrecher ans Messer liefern soll. Und er wiederum, seit Jahrzehnten unter peinlich genauen Sicherheitsvorkehrungen der ihn schützenden syrischen Regierung in seinem Exil in Damaskus sitzend, wird zum Opfer. Zum Opfer nicht nur später Rache seiner Opfer, sondern auch zum Opfer seiner jüngsten Grossnichte, die ihren Mund nicht halten will und kann und ihn damit – bewusst oder unbewusst – realen Gefahren aussetzt. Niemand in meiner Familie würde das so auf den Punkt bringen wollen, aber schliesslich ist es genau diese Frage, um die sich seit Jahrzehnten alles dreht, wie mir scheint. Ich bitte Jay Bushinsky, mich am nächsten Tag noch einmal anzurufen, und frage mich mit kaltem Schaudern, was ich nun tun soll mit meiner Kombination aus Tatendrang und vollen Hosen. Und warum um alles in der Welt habe ich dieses Gefühl, für das alles zuständig zu sein? Der Sozialpsychologe Karl Fallend, für dessen Arbeitsgruppe an der Uni ich gerade diesen Erfahrungsbericht über meinen eigenen Umgang mit dem Nationalsozialismus geschrieben hatte, hat mir später eine einleuchtende Erkenntnis mit auf den Weg gegeben, die mich davor bewahrt, mich als unglücklichen Einzelfall sehen zu müssen. Er ist der Meinung, dass auch das untergegangene Reich in Führer und Idee bis heute nicht durch Trauer verarbeitet werden konnte, und zwar von jenen, die daran geglaubt und in mehr oder weniger mörderischer Absicht dazu beigetragen haben. Was heute an die Oberfläche kommt, sind für ihn Formen von missglückter, weil unterdrückter Trauer, die in Österreich weit verbreitet sind. Hierzulande sei der Nationalsozialismus keine verdräng-

te Geschichte, sondern eine mit grossem emotionalem Aufwand unterdrückte, die ständig latent und kontinuierlich präsent sei (siehe dazu auch Fallend 1997). Aber wer hört das schon gern? Wohin kämen wir da mit all unseren Sonntagsreden von der Stunde Null, von Österreich als erstem Opfer Hitlerdeutschlands, vom endlich notwendigen Schlussstrich? Einen Tag später habe ich Herrn Bushinsky zugesagt und am 20. Mai seine Kollegin Lynda Goldman in Wien getroffen, die in Bild und Ton festhielt, was ich ihr zu sagen hatte. Soll heissen, wonach sie mich gefragt hat, denn eigentlich komme ich überhaupt nicht dazu, das zu sagen, was aus meiner Perspektive wesentlich ist. Viel zu sehr steht die Ungewissheit um Alois Brunner im Vordergrund, die quälende Frage, ob er noch am Leben sei, die immer wieder von aussen an mich herangetragen wird, in der Hoffnung, ein Familienmitglied könnte mehr wissen als Medien und Historiker. Könnte, tut es aber nicht. Das weiss vermutlich nur seine Tochter, die zu kontaktieren ich nie gewagt habe, da mir ihre ablehnende Haltung gegenüber derartigen Anfragen aus den Medien bekannt ist und sie ebenfalls eine Art Tabuzone im Familienstammbaum darstellt, die ich bis heute nicht zu betreten gewagt habe. Im Video von Bushinsky/Goldman, für das ich mich in Wien in eine Extremsituation begeben habe, die sich angefühlt hatte wie Bewerbungsgespräch, Blind Date, Prüfung und Kreuzverhör in einem, wurde mein Beitrag auf einen lächerlichen Satz zusammengeschnitten, der nicht gefehlt hätte, hätte er gefehlt.

In einem völlig überhitzten Mini-Büro irgendwo in Tel Aviv sehe ich mir also dieses Video gemeinsam mit Lynda Goldman und einer ihrer Mitarbeiterinnen an. Ich freue mich natürlich, dass ich über ihre Einladung dazu noch eine Art Mitspracherecht bei der ganzen Sache habe, bin aber ziemlich

enttäuscht über das Ergebnis ihrer nicht besonders präzisen Arbeit. Unüberprüfte Quellen, falsche Zitate, missverständliche Rückschlüsse, ja sogar ein falsches Foto zum falschen Namen werden da in ein Stück gegossen, dessen Teil ich nun geworden bin, wenn auch nur mit einem belanglosen Satz. Zwei Jahre später würde mich Dana, eine israelische Teilnehmerin von «Breaking the Silence», darauf wiedererkennen, sich wundern, wie ich auf israelische Fernsehbildschirme gelangt sei, mir nach langer Funkstille eine E-Mail schreiben und damit dafür sorgen, dass sich unsere Wege nur wenige Wochen später wieder in Wien kreuzen würden. Diesmal aber nicht als einander vor einem Graben gegenüberstehende und ihrer eigenen Geschichte entfremdete Fremde, sondern als Freundinnen, die einander trotz geografischer und anderer Distanz auf wundersame Weise sehr nahe stehen. Einen wichtigen Besuch hebe ich mir während meines Aufenthalts in Israel bis zuletzt auf und merke dabei, dass es wohl eher ein Aufschieben ist. Während meiner Recherchen an der Uni habe ich im Internet nach dem Namen Dan Bar-On gesucht und ihn, samt Mailadresse, auch auf Anhieb gefunden. Als Professor für Psychologie an der Ben Gurion Universität in Beer Sheva hat er gemeinsam mit der deutschen Soziologieprofessorin Gabriele Rosenthal eine faszinierende Studie über den Umgang der dritten Generation mit der Shoah in Israel und in Deutschland gemacht, die für meine eigene Arbeit am Thema sehr aufschlussreich ist. Nicht nur aus seinen Büchern, sondern auch aufgrund unserer spontanen Mailkorrespondenz war ich sehr neugierig auf ihn geworden und hatte mich sehr gefreut, ihn während meines Aufenthalts in Israel persönlich kennen lernen zu dürfen. In Wien war das noch fixer Bestandteil meiner Reiseplanung, doch nach den Eindrücken der letzten Tage ha-

be ich irgendwie keine Kraft mehr für das Thema, das mich eigentlich hierhergeführt hat. Ich schiebe es bis zum letzten Moment hinaus und schaffe es schliesslich doch nicht, ihn anzurufen. Nicht einmal, um mich für meine Nicht-Kontaktaufnahme zu entschuldigen. Ich kapituliere. Time out. Die Auszeit sollte ganze acht Monate dauern.

### **März 2001**

#### **Cour d'Assises, Paris**

Verurteilt ist er ja schon, von einem französischen Militärgericht 1954, und in Wien wurde 1946 ein Anton Brunner an seiner Stelle hingerichtet. Er selbst war natürlich auch diesmal, fast 60 Jahre nach seinen Verbrechen, nicht anwesend, zumal Syrien offiziell immer noch eine Antwort über seine Existenz beziehungsweise Anwesenheit in Damaskus sowie seine Auslieferung schuldig bleibt. Am Freitag, dem 2. März 2001, gibt es dennoch einen Prozess gegen Alois Brunner, in die Wege geleitet von Serge Klarsfeld und seiner Familie. Beate Klarsfeld ist seit Jahren als Aktivistin an der Seite ihres Mannes bekannt, und ihre beiden Kinder, sind als Anwalt und Anwältin mit dabei. Auch wenn schon lange klar ist, dass sämtliche Auslieferungsbemühungen der letzten Jahrzehnte umsonst gewesen sind, halten die Klarsfelds wie viele andere der Angehörigen von Brunners Opfern diesen Prozess für dringend notwendig, um noch im Entferntesten an so etwas wie Gerechtigkeit glauben zu können. Im Vordergrund steht allerdings die politische Komponente, denn auf diesem Wege kann es gelingen, das öffentliche Interesse wieder auf die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte zu lenken. Wenn schon kein Angeklagter, dann zumindest eine Anklage. Nicht alle Verbre-

chen Brunners können hier verhandelt werden, nur für einen kleinen Teil seiner Schuld wird späte Gerechtigkeit eingefordert. Ein gespenstisches Szenario also, ein Prozess ohne Angeklagten, dafür ein Saal voller Angehöriger seiner Opfer sowie Journalisten und Journalistinnen aus fast aller Welt. Und mittendrin die einzige Familienangehörige des Angeklagten, auf der hintersten Bank so unauffällig als möglich zwischen bedrückten, manchmal weinenden, zumeist älteren Menschen, die bei allem Schmerz, den diese Inszenierung wieder heraufbeschwört, doch eine gewisse Genugtuung zu verspüren scheinen. Genugtuung darüber, dass öffentlich bekannt wird, wo Schuld und Verantwortung liegen. Ich kann sie nachvollziehen, diese Genugtuung, wenn auch aus völlig anderer Perspektive. Ich verspüre sie ebenfalls und erhoffe mir insgeheim ein Stückchen Absolution auch für mich, wie mir später klar werden sollte. Simon Wiesenthal spricht von drei Komponenten eines solchen gerichtlichen Verfahrens, nämlich einer juristischen, einer historischen und einer moralischen. Denn jeder Prozess sei auch ein Mittel gegen das Vergessen und besonders wichtig für junge Menschen (vgl. Wiesenthal 1995). Selbstverständlich soll der Bruder meines Grossvaters vor ein Gericht kommen, selbstverständlich soll er zur Verantwortung gezogen werden – ob ich mit ihm verwandt bin oder nicht, ist dabei für meinen Standpunkt unerheblich. Denn Opfer wurde man im Nationalsozialismus meist zufällig – es genügte die falsche Religion, der falsche Geburtsort, ein körperlicher Defekt oder eine abweichende politische Meinung. Täter oder Täterin hingegen konnte man nur aktiv werden, die Entscheidung zur Teilnahme am Verbrechen wurde, auch wenn es eine «Pflicht» zu erfüllen gab, von jedem selbst getroffen – sie ist daher auch von jedem Einzelnen selbst zu verantworten (vgl. Pohanka 1997, S. 13). So viel zur Theorie, die ich mir von ande-

ren, aus der Fachliteratur holen muss, um das eigene Erleben besser einordnen zu können. Nun, in diesem Gerichtssaal bin ich zwar immer noch dieser Überzeugung, aber sie fühlen sich gar nicht so vernünftig und realistisch an, diese Zitate, die im Laufe der Beschäftigung mit diesem Thema so sehr in mein eigenes Denken übergegangen sind. An Tagen wie heute, wo der Boden unter meinen Füßen wieder einmal nachgibt, halte ich mich gern an ihnen fest. Noch vor ein paar Tagen war im Kopf alles klar und deutlich, die Frage nach Schuld und Verantwortung, die Entscheidung, bei diesem Prozess als historischem Ereignis dabei sein zu wollen – nicht zuletzt als Studentin der Politikwissenschaft und Zeitgeschichte sollte ich diese Gelegenheit nutzen. Natürlich war mir mulmig bei dem Gedanken, als Angehörige des Angeklagten in einem Gerichtssaal zu sitzen, aber mit rationalen Überlegungen lässt sich so vieles in adäquate Argumentationsketten legen. Doch diese würden dem Druck nicht standhalten, der von anderswoher kommt.

Ich habe inzwischen einige gute Freunde und Freundinnen hier in Paris, doch letztlich entschliesse ich mich, allein auf die Ile de la Cité, zum Ort der Verhandlung, zu fahren, um mich diesem Prozess zu stellen. Ja, ich mich, nicht nur er sich beziehungsweise er sich eigentlich nicht und ich mich schon! Ich trage wieder schwarz, wie letztes Jahr in Mauthausen, diesmal aber einen warmen Pullover und meine lederne Hose, die ich nicht nur wegen der Kälte aus dem Schrank hole, und mit Absicht Schuhe, die meinen 176 Zentimetern Körpergröße noch ein paar weitere hinzufügen. Die bewusste Einflussnahme auf mein heutiges Erscheinungsbild überrascht mich selbst. Schon beim Anziehen merke ich, dass ich das Gefühl habe, mich wappnen zu müssen, in eine Art Ritterrüstung zu

schlüpfen, die mich stärkt und vor eventuellen Angriffen schützt. Dabei habe ich bisher eigentlich noch keinerlei negative Erfahrungen damit gemacht, mich zu dieser Verwandtschaft zu bekennen, ganz im Gegenteil. Zumeist wird mir Respekt und Anerkennung dafür entgegengebracht und das von mehreren Seiten. Doch heute hilft mir die blossе Ratio nicht weiter. Wie immer bei wichtigen Terminen bin ich viel zu früh dort, also begeben sich mich noch ins Café gegenüber, um mich zwischen lauter wichtig aussehenden Männern, die in einer halben Stunde mit ihren Aktentaschen und in ihren tadellosen Anzügen vermutlich dasselbe Gebäude betreten würden wie ich, ein wenig deplatziert zu fühlen. Zur Ablenkung beginne ich sofort, einen Brief an meine Freundin Tina nach Wien zu schreiben, in dem ich die ersten Eindrücke dieses Tages verarbeite, eher für mich als für sie. Der Kaffee ist nicht stärker als sonst, doch heute Morgen verdoppelt er das Herzflattern, das ich auch ohne Koffein schon seit dem Aufwachen habe. Ich stehe am Tresen, wie das in Pariser Cafés um diese Uhrzeit so üblich ist, und versuche, ruhig zu werden, mich innerlich zu sammeln für das, was da kommen mag. Als ich mich nach Bezahlen der Rechnung umdrehe, um das Lokal durch den Haupteingang am Boulevard du Palais zu verlassen, verlässt mich bereits der Mut und ich möchte sofort auf dem Absatz kehrtmachen. Vor dem mächtigen Portal des Gerichtsgebäudes stehen eine kleine Gruppe von Demonstranten und Demonstrantinnen, Angehörige der Opfer meines Grossonkels, Beate Klarsfeld, einige Leute von den Medien. An den schwarz-goldenen Zaunpfählen ist ein grosses Transparent angebracht, auf dem mein Name steht. Sein Name. Unser Name. BRUNNER. Doch es gibt keinen Weg mehr zurück, ich bin schon zu weit gegangen, als dass ich jetzt noch umdrehen

und mir sagen könnte, es sei nichts gewesen. Es führt aber auch kein Weg vorbei an dem Grüppchen, das sich da mediengerecht inszeniert, um die Weltöffentlichkeit auf ihre Versäumnisse aufmerksam zu machen, was ihr auch gelingt. Ich fürchte mich, von Frau Klarsfeld schon hier erkannt zu werden und in der Gruppe stehen bleiben zu müssen, von Mikrofonen und Kameras schon hier, auf freiem Feld, bedroht und gelöchert zu werden, sobald jemand herausfinden würde, wer ich bin. Doch die Demonstrierenden sind zum Glück mit sich selbst beschäftigt, und ich gelange unbehelligt ins Innere des Gebäudes. Wie eine Angeklagte schleiche ich mich vorbei, die Öffentlichkeit scheuend und mit eingezogenem Kopf. Der nächste Moment, von dem ich bereits vorher weiss, dass er mir Herzklopfen bereiten wird, ist das Vorzeigen eines Ausweises, ohne den man hier nicht weiterkommt als bis in die Eingangshalle. Die französische Justiz will schliesslich wissen, wer sich in ihren Institutionen herumtreibt. Der Name Alois Brunner scheint der Pariser Öffentlichkeit in diesen Tagen geläufig zu sein, und ich denke mir, dass auch die Justizwachebeamten Zeitung lesen und diesen Namen kennen und daher beim Anblick meines österreichischen Ausweises sofort ahnen könnten, dass es sich um keine zufällige Namensgleichheit handelt. Sie tun es nicht, zumindest nicht offensichtlich. Aber einzelne andere Anwesende kennen mich auf jeden Fall. Serge und Beate Klarsfeld, deren beide erwachsene Kinder Arno und Lida, Gerd Kröncke, Pariskorrespondent der *Süd-deutschen Zeitung*, mit dem ich mich vor ein paar Tagen in einem Café getroffen habe. Mit ihm habe ich – wie zuvor mit dem in Paris lebenden österreichischen Journalisten Danny Leder – über den gerichtlichen Prozess gesprochen, aber schliesslich auch über den Prozess, den ich im Laufe der Jahre durchgemacht habe, seit ich auf den Spuren meines Gross-

onkels zu wandeln glaube. Vor beiden Begegnungen hatte ich ein mulmiges Gefühl gehabt, aber vielleicht ist es den zwei Journalisten mit mir ja auch nicht anders ergangen, wer weiss. Es hat doch jeder und jede seine Geschichte mit der Geschichte, mal mehr, mal weniger bewusst. Auch Jay Bushinsky hat mir per E-Mail mitgeteilt, dass er hier sein würde. Zumindest sechs Personen also, die eine Idee davon haben, weshalb ich hier bin, wenn sie auch kaum erahnen können mit welchen Gedanken und Gefühlen und warum ich meine schwarze Kleidung und die Schuhe mit den Absätzen trage.

Nachdem sich die zahlreich erschienenen Zuhörenden in die Bänke gezwängt haben, wird die Anklage vorgelesen. Alois Brunner, der anwesende Abwesende, wird hier für einen konkreten Fall angeklagt und schliesslich in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt. Im Juli 1944, am Ende seiner Zeit in Frankreich, hat er 345 französische Kinder und Jugendliche vom Sammellager Drancy in die Konzentrationslager Auschwitz und Bergen-Belsen geschickt, das jüngste gerade zwei Wochen alt. Die meisten kommen von dieser Fahrt nicht mehr zurück. Sie alle werden in der Anklageschrift genannt. Nachname, Vorname, Geburtsort, Geburtsdatum. Nachname, Vorname, Geburtsort, Geburtsdatum. Nachname, Vorname, Geburtsort, Geburtsdatum. 345-mal. Ganze zwei Stunden lang. Und 345-mal sitzt niemand auf der Anklagebank, auf die ich trotzdem, wie viele der Anwesenden, immer wieder hinstarren muss. Nicht ganz so oft wird der Name Brunner ausgesprochen, und der ihn verfälschende, beinahe lieblich klingende französische Akzent ändert nichts daran, dass er in meinen Ohren schmerzt, durch meine Ohren hindurch, in meinem Innern vielmehr. Er durchdringt mich und bleibt in mir, weil er

dort ja auch seinesgleichen findet. Brunner, Brunner, Brunner. Natürlich, es geht um ihn, aber muss ich mich nicht auch angesprochen fühlen, wenn ich so oft hintereinander meinen eigenen Namen höre? Ich kenne ihn nicht, den Träger des Namens Alois Brunner, mein Bild von ihm ist genauso unscharf und verschwommen wie die wenigen Fotos es sind, die von ihm in den Medien zirkulieren. Auch mein Vater, mit dem ich auch über diese Auseinandersetzung besonders stark verbunden, wenn auch oft unterschiedlicher Meinung bin, hat ihn nie gesehen, seinen Onkel. Und auch dessen Vater hat ihn angeblich seit seinem Untertauchen 1945 nie wieder zu Gesicht bekommen. Mein Grossvater ist 1986 gestorben und war kein Mann vieler Worte, schon gar nicht über diese Dinge. Dennoch sitzt sein Bruder Loisl, wie er im Familienkreis genannt worden war, dieser Alois Brunner, von dem ich nur ein inneres Bild aus zweiter Hand habe, vor meinen Augen hier auf der Anklagebank. Und nicht nur vor meinen vermutlich. Doch das Bild entschwindet mir immer wieder, und plötzlich fühle ich mich selbst dort sitzen, über die Reihen hinweg, als ob ich zugleich Anklägerin und Angeklagte wäre. Mir scheint, als würde ich auch die Blicke und Gefühle, die sich gegen die nicht auf der Anklagebank sitzende Person richten, deutlich spüren, und ich fühle mich jenen Menschen ausgeliefert, die gar nicht wissen, dass sie auch mich anstarren. Auch wenn die Vorstellung einer Erbschaft von Schuld abzulehnen ist und auch abgelehnt wird – niemand ausser mir selbst hat mich jemals auf diesen Gedanken gebracht –, so existieren doch enorme Fantasien über dieses Schulderbe, wie ich nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern inzwischen auch aus wissenschaftlicher Literatur weiss. Aber was heisst schon wissen? Ich kann mich nicht gegen diese Fantasie wehren, noch nicht. Wenn schon nicht die Schuld, so hat meine Generation doch

zumindest die Verantwortung für deren Folgen geerbt, und auch aus dieser Verantwortung heraus sitze ich hier im Gerichtssaal, wenn auch mitunter auf der falschen Bank. Die Stille dieses endlosen Augenblicks – Nachname, Vorname, Geburtsort, Geburtsdatum – wird nur hin und wieder von einem Schluchzen, einem tiefen Atemholen oder einem Schnäuzen unterbrochen. Niemand rührt sich, alle scheinen tief bewegt. Irgendwie feierlich ist die Stimmung, und ich bemerke, dass meine schwarze Kleidung nicht nur für mich und meine Gemütsverfassung, sondern auch für den Anlass angemessen ist. 345-mal fällt der Name eines Kindes, fast ebenso oft wurde eine Flamme ausgelöscht. Und das nicht zufällig, sondern mit voller Absicht, aus einer ernst gemeinten Überzeugung, die mein Grossonkel wie so viele andere hatte und vermutlich immer noch hat, sollte er am Leben sein. Die Stimme des Gesetzes verliert monoton und scheinbar unbeteiligt die Anklage und die Namen. Doch unbeteiligt ist sie sicher nicht, Lida Klarsfeld, die ungefähr so alt wie ich sein wird und vermutlich an ihren Grossvater Arno denkt, den sie nie kennen lernen konnte. Ein Arno Klarsfeld ist dennoch hier, ihr Bruder, dem seine Eltern wohl im Gedenken an Serges Vater diesen Namen gegeben haben. Und ich kann mir vorstellen, dass sich auch das nicht besonders gut anfühlt. Irgendwie absurd, diese Inszenierung, die fast theatralisch wirkt. Die vorsitzende Richterin hinter den meterhohen Aktenbergen, die Anklagevertretung, die von der Autorität seines Amtes getragene Stimme des Generalstaatsanwalts, das autoritär-elegante Erscheinungsbild der Juristen und Juristinnen, die hier ihres Amtes walten, das prunkvolle Interieur des Gerichtssaals. Und doch wird das Ganze erst aushaltbar durch die auf diese Weise erreichte Ritualisierung, Formalisierung im öffentlichen Raum.

Plötzlich erinnere ich mich an Texte aus meinem Studium, aus der politischen Theorie, die mit wohl überlegten Worten zu erklären versuchen, wie sich Staat und Gesellschaft herausbilden. Auf einmal verstehe ich auch auf einer emotionalen Ebene, warum Gewaltentrennung eine der wichtigsten Errungenschaften der Demokratie ist, erlebe am eigenen Leib den Sinn einer vom Individuum losgelösten Justiz. Wenn alle anderen Anwesenden im Saal auch nur halb so emotional aufgewühlt sind wie ich, wäre das hier bald ein Schlachtfeld, und wahrscheinlich wäre ich das erste Opfer, an dem man stellvertretend Rache nehmen und diese für Gerechtigkeit halten würde. Und ich würde es sogar verstehen, denn irgendwo müssen wir Menschen ja hin mit unserer Wut und unserem Hass, unserer Trauer und Verletztheit, da wird jegliches Ringen um Vernunft entbehrlich, ebenso wie Erziehung, Sittlichkeit, Moral und all die anderen aus ihr abgeleiteten fragilen Hilfsmittel, derer wir uns bedienen, um uns und andere vor dem Rückfall ins Faustrecht zu schützen – was ja auch nur phasenweise gelingt.

345 Namen. Beim wievielten sind wir schon? Wie viele kommen noch? Der akustische Dekor klingt wie ein Rosenkranzgebet oder sonst eine spirituell motivierte Formel, die die Zuhörenden in einen transzendenten Zustand befördert. Vielleicht auch daher die andächtige Stimmung. Wahrscheinlich sind es Form und Inhalt, die mich irgendwie betäuben, ich kann jede Silbe deutlich hören, jedes Wort verstehen und doch keine Aufmerksamkeit mehr aufbringen, und am Ende der langen Liste verspüre ich nur einen Wunsch: Nichts wie raus. Als Erste flüchte ich vor die schwere Holztür, will die Treppe in den Gang hinablaufen, um mich an einer Zigarette festzuhalten – und sehe mich mit zwei Dutzend Medienleuten

konfrontiert, die mit ihren monströsen Geräten einen Halbkreis am Fusse der Treppe bilden und begierig auf Informationen oder Sensationen warten. Oder womöglich auf mich? Wer von denen, die mich kennen, könnte mich verraten haben? Wer von denen, die nun hier stehen wie Tiger bei der Raubtierfütterung, könnte daher wissen, wer die grosse Blondine ist? Niemand, offensichtlich, was mir aber erst klar wird, als ich an ihnen vorbei ins Freie eile und von niemandem daran gehindert werde. Wieder einmal hat sich meine Identifikation innerhalb kürzester Zeit drastisch gewandelt. Im Gerichtssaal noch als Stellvertreterin des Täters sitzend, fantasiere ich mich Minuten später als Opfer und fühle mich bedroht. Doch das ist anscheinend nur mein Kaffee. Als nämlich Serge Klarsfeld erscheint, wird er sofort von ihnen umringt, und ich sehe mich ausser Gefahr und imstande, wieder im gegenüberliegenden Café Zuflucht zu suchen, um ein wenig allein zu sein. Genau das sollte mir aber nicht gelingen. Inzwischen kennen mich nämlich noch drei weitere Personen, mit denen mich Beate Klarsfeld in aller Diskretion bekannt gemacht hat, und die schliesslich auch eine Pause brauchen. Georg Hafner, Esther Schapira und Christian Springer, die alle drei aus Deutschland angereist sind. Hafner und Schapira haben für den Hessischen Rundfunk eine umfassende Fernsehdokumentation gemacht, die ich, wie viele meiner Verwandten und Bekannten, schon kenne und die ich schätze, zumal sie auch mein eigenes Forschen und Fragen unterstützt beziehungsweise meiner Auseinandersetzung im Familienkreis eine gewisse Legitimation verschafft hat. Per Knopfdruck konsumierbare Fernsehbilder haben für die meisten Menschen in der Tat mehr Wahrheitsgehalt als das blosses Wissen um irgendwo existierende Bücher, in denen schwarz auf weiss geschrieben steht, wofür Alois Brunner verantwortlich zu machen ist.

Christian Springer, nicht viel älter als ich, stellt sich mir als Kabarettist vor und meint, mein Grossonkel würde in einem seiner Programme vorkommen. Im Augenblick fehlt mir allerdings jeglicher Zugang zu Humor und Heiterkeit, weshalb mich seine Worte eher irritieren und vorsichtig werden lassen. Natürlich werde ich gefragt, ob ich aus Familienkreisen mehr wisse, als öffentlich zugänglich sei, und ich verneine, da ich genauso wenig wie sie weiss, ob er noch am Leben ist und wo er sich aufhalten könnte. Ob sie mir wirklich glauben, weiss ich nicht, doch zumindest begegnet man mir höflich und korrekt, was mir in einem der einsamsten Momente meines bisherigen Lebens sehr wohl tut. Und doch, die ganze Wahrheit schaffe ich nicht zu sagen, ein kleines Familiengeheimnis, das ich nicht ganz freiwillig teile, begleitet mich. Nichts täte ich lieber, als es einfach als die Belanglosigkeit zu erzählen, die es eigentlich ist. Und nichts ängstigt mich mehr, als durch seine Erwähnung eine Lawine loszutreten, die nicht nur mir, sondern vor allem meinen Eltern auf den Kopf fallen könnte. «Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? Die wenigen, die was davon erkannt, die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbar ten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt.» Sagt Goethe (zit. nach Perner 1999, S. 155).

Bevor wir alle wieder zurück in das Gerichtsgebäude gehen, werde ich noch dem Generalstaatsanwalt vorgestellt, der mir freundlich die Hand schüttelt und mit einem verschmitzten Lächeln meint, ich würde Alois Brunner sogar ähnlich sehen. Noch ein humorvoller Zeitgenosse. Ihn selbst scheint sein Witz deutlich mehr zu amüsieren als mich. Zurück im Saal, spricht mich noch jemand an. Eva Twaroch, eine Paris-Korrespondentin des Österreichischen Rundfunks, die über Danny Leder von meiner Anwesenheit erfahren hat. Sie möchte

mich für die Abendnachrichten im österreichischen Fernsehen interviewen, und innerhalb kürzester Zeit wandelt sich die zuvor verspürte Angst in einen Anflug von Mut und Zivilcourage. Ich merke, dass ich nicht nur als Verwandte des Angeklagten, nicht nur als Privatperson hier bin, sondern auch als jemand, die sich aus politischen Gründen mit der Geschichte auseinandersetzt und zum Umgang mit ihr durchaus etwas zu sagen hätte. Und nicht zuletzt als Österreicherin in Paris, was zu diesem Zeitpunkt durchaus eine gewisse Bedeutung hat. Die EU-Sanktionen gegen Österreich sind immer noch ein heisses Thema in der französischen und in der österreichischen Öffentlichkeit, und ich werde auch immer wieder darauf angesprochen. Diese «Botschafterinnenrolle» ist letztlich auch die Motivation, mit Dominique Verdeilhan vom französischen Fernsehsender «France 2» zu sprechen, der ebenso diskret wie seine österreichische Kollegin am Rande des Geschehens auf mich zukommt. Meine Sorge um die journalistische Meute, die sich auf mich stürzen könnte, scheint unbegründet, zumal meine Anwesenheit eher als Geheimitipp gehandelt wird, den niemand der Konkurrenz verraten zu wollen scheint. Ich fühle mich fast so prominent wie mein Grossonkel es heute ist, und anstatt seines von syrischer Sonne gebräunten Gesichts flimmert mein ziemlich blasses noch am selben Abend über österreichische und französische Bildschirme, wie mir zahlreiche Menschen, die ich dort und hier überrascht zu haben scheine, noch monatelang erzählen werden. Schon am selben Abend rufen mich einige Bekannte aus Österreich an, um mir zu sagen, dass sie mich in den Abendnachrichten gesehen hätten. Nur von meinen Eltern und meiner Schwester höre ich nichts und bin ziemlich beunruhigt, da ich annehme, ihnen sei dieses für mich historische Datum ebenso wichtig

wie mir. Bis zum nächsten Tag habe ich mir bereits einige Erklärungen zusammenfantasiert, in denen ich mich in wechselnden Rollen als Täterin und als Opfer erlebe. Täterin, weil ich mit meiner Identität und mit meiner Meinung aus dem Familienverband heraus und an die Öffentlichkeit getreten bin. Opfer, weil ich befürchte, dass sich nun auch innerfamiliäre Energien in strafender Absicht gegen mich richten könnten. Alle diese Befürchtungen lösen sich beim nächsten Telefonat mit meiner Familie in Luft auf, denn sie hatten einfach nicht die Gelegenheit gehabt fernzusehen, und somit eigentlich genauso wenig Ahnung von meiner medialen Präsenz wie ich selbst! Mein Interesse am Prozess hatte meine Familie viel mehr verwundert als verärgert, sie selbst wären vermutlich nie auf die Idee gekommen, dort hinzugehen, selbst wenn sie wie ich französisch sprechen und zu diesem Zeitpunkt in Paris leben würden. Ihnen war ja nicht einmal eingefallen, den Abendnachrichten an jenem für mich so dick im Kalender markierten Tag besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Oder, wie es meine Schwester einmal so treffend formuliert hatte, hatten sie gar nie eine Notwendigkeit erkannt, sich mit diesem Thema so intensiv auseinander zu setzen, da sowieso ich mich darum kümmerte. Im Übrigen habe auch ich selbst mich nie sagen gehört oder gesehen, was ich in diesen Fernsehinterviews in einem Gemisch aus Courage und Erschöpfung von mir gegeben habe. Aber ein nächster Schritt war getan, ich habe mich wieder ein grosses Stück weiter hinausgelehnt in die Öffentlichkeit, in der meine weitere Auseinandersetzung stattfinden würde. Für diesen Tag habe ich allerdings genug Öffentlichkeit erfahren. Völlig erschöpft fahre ich mit dem Bus zurück in die Cité Internationale, in mein Studentenheim, in mein kleines Zimmer, das mir noch nie so sehr Heimat gewesen ist wie an diesem Abend. Und ich nehme das Telefon

nicht ab, nicht, bevor ich über den Anrufbeantworter gehört habe, wer dran ist. Man weiss ja nie, wer nach diesem verrückten Tag auf die Idee kommen würde, mich ausfindig zu machen.

**März 2001**

**Hôpital St. Joseph, Paris**

Na bestens. Nicht genug damit, in Paris zu leben, um Land und Leute und ein anderes Universitätssystem aus der Nähe kennen zu lernen, nein, Mademoiselle Brunner bringt in den zehn Monaten auch einen Krankenhausaufenthalt unter, aber gleich ordentlich, damit es sich auszahlt. Ärgerlich. Unter einem Frühling in Paris habe ich mir in der Tat etwas anderes vorgestellt. Nächtliche Diagnose in der Notfallambulanz: Virale Meningitis, eine Form von Gehirnhautentzündung, mit der ich nun seit einer Woche im Krankenhaus liege. Zum Glück spricht die französische Ärzteschaft auch das gleiche «Fachchinesisch» wie die österreichische, das ich nach sechs Jahren Lateinunterricht und so manchem Arztbesuch inzwischen ganz gut verstehe, zumindest so gut, um zu wissen, warum ich hier gelandet bin und was man mit mir vorhat. Schade, dass ich aus der Intensivstation schon nach einem Tag wieder weg muss, dort ist das Bett viel bequemer. Dimitra und Inger, zwei Freundinnen aus dem Studentenheim, scheinen ziemlich schockiert, mich ausgerechnet dort besuchen zu müssen, bin ich doch am Vorabend «nur» mit höllischen Kopfschmerzen in den Bus gestiegen, um ins nächstbeste Krankenhaus zu gelangen. Ganz zu schweigen von meiner Familie, die sich in der Ferne die düstersten Bilder über meinen Zustand ausmalt, während ich mich hier eigentlich sehr wohl fühle, soweit das als Patientin in einem Krankenhaus möglich

ist. Irgendwie tut es sogar gut, nichts tun zu müssen, einfach nur dazuliegen und sich der eigenen Existenz zu erfreuen, und der Tatsache, dass die Schmerzen, diese unerträglichen Schmerzen, endlich vorbei sind. Was hätte ich nicht alles gegeben in den Stunden im Warteraum der Notaufnahme, um diese Schmerzen loszuwerden oder wenigstens eine Stunde früher von einem der Dienst habenden Ärzte untersucht zu werden. Als ich nach vier Stunden Wartezeit dann endlich im Untersuchungszimmer lag, musste ich mich noch anschnauzen lassen mit einem Kommentar der Sorte: «Na, noch nie Kopfweg gehabt, junge Frau? Meinen Sie nicht, Sie übertreiben ein bisschen? Als ob wir hier nichts anderes zu tun hätten ...» Bis eine Kollegin des arroganten Jungarztes Verdacht schöpfte und mich nach einer Punktion ins Rückenmark, deren angeblich unvermeidlichen Schmerz ich nicht einmal mehr spüren konnte, mir wortlos ein Nachthemd anziehen und meine Kleider in einen blassblauen Plastiksack packen liess. Hopp, die beiden blassen Säcke auf ein Riesebett gepackt, den menschlichen noch an Drähte und Schläuche angeschlossen und mitten in der Nacht irgendwohin gekarrt. In die Intensivstation, wie mir erst am nächsten Tag bewusst wird und was mich erstaunlicherweise nicht einmal besonders überrascht. Nach den gestrigen Schmerzen bin ich offensichtlich zu erledigt, um mich noch durch irgendetwas aus der Ruhe bringen zu lassen. Ruhe. Schlafen. Nichts erledigen müssen. Nichts denken müssen. Nicht Angst haben müssen um das eigene Leben, das so selbstverständlich ist, solange einem nichts wehtut. Ruhe. Danach sehnt sich mein Körper offensichtlich, wenn es auch meinem Geist schwerfällt, diese Ohnmacht zuzugeben. War wohl doch ein bisschen zu viel in letzter Zeit. Ein kurzer Flug nach Wien, um meine Auftragge-

ber vom Europäischen Freiwilligendienst, für den ich Seminare halte, und eine Professorin an der Wiener Uni zu treffen, ein paar Dinge zu erledigen und in Eile zurück nach Paris, vom Flughafen zur Vorlesung über Internationale Beziehungen an die Sorbonne, und am nächsten Tag diese höllischen Kopfschmerzen in aller Früh und Schmerzen auch im Rücken, so dass ich mich trotz Tabletten kaum bewegen kann. Aus heiterem Himmel. Aus heiterem Himmel? Vielleicht hat mir die kleine Exkursion in den Pariser Justizpalast vor zwei Wochen doch mehr zugesetzt, als ich dachte. Damals bin ich zwar nicht umgekippt, aber jetzt, mit zweiwöchiger Verzögerung, scheint mein Körper doch zu rebellieren und eine unbedingte Auszeit einzufordern. Offensichtlich ist mir die ganze Sache doch zu Kopf gestiegen. Warum gerade eine Gehirnhautentzündung? Ich kann es nicht begründen, aber die Verwunderung über die Form und die Intensität meines «Breakdowns» bleibt. Die ersten paar Tage habe ich jedoch kaum Kraft, mir darüber Gedanken zu machen, zu glücklich bin ich über den Ausgang dieser Geschichte und zu sehr damit beschäftigt, wieder auf die Beine zu kommen. Doch spüren kann ich ihn schon, den Zusammenhang zwischen der einen und der anderen Extremsituation, den ich erst viel später auch zugeben würde. Diese Auszeit habe ich mir jedenfalls nicht selbst ausgesucht.

**Mai 2001**

**Stadtheater Klagenfurt**

Zwei Monate später sitze ich bei einer Veranstaltung in Kärnten auf dem Podium, um über die «Schatten der Vergangenheit» zu diskutieren, die aus der Zeit des Nationalsozialismus auf die Angehörigen von ehemaligen Nazis fallen. Walter Ma-

noschek, mit dem ich seit meinen ersten Schritten in der Öffentlichkeit zu diesem Thema in Kontakt geblieben bin, hat Heinz Zechmann, Hans Heer, Uwe von Seltmann und mich hierher eingeladen. Die Veranstaltung ist Teil des Rahmenprogramms zur Uraufführung des Theaterstücks «Tanzcafé Treblinka» im Stadttheater Klagenfurt. Heinz Zechmann, Jahrgang 1923, ist Sohn eines NSDAP-Gauamtsleiters und verkörpert gleichzeitig die erste und die zweite Generation, was auch in seiner unreflektierten und befremdlichen Weise, sich dem Publikum zu präsentieren, schaurig deutlich wird. Hans Heer, geboren 1941, hat die viel diskutierte Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht des Hamburger Instituts für Sozialforschung mitgestaltet. Uwe von Seltmann, wie Heer aus Deutschland, 1964 geboren und damit eine Generation jünger, ist als Journalist und Schriftsteller auf den Spuren seines Grossvaters Lothar von Seltmann, von dem er mehr und mehr düstere Geheimnisse ans Tageslicht bringt. Und schliesslich ich, Jahrgang 1972, als Jüngste und als einzige Frau mit meinem Nazi-Grossonkel im Gepäck.

Walter Manoschek moderiert die Diskussion, die auf der Bühne weniger spannend verläuft als im Publikum, bei dem offensichtlich ein paar Dämme brechen, wie im Laufe der offenen Diskussion spürbar wird. Meine Kopfschmerzen und das schicke Nachthemd des Hôpital St. Joseph gehören bereits der Vergangenheit an, und ich werfe mich wieder ins Geschehen, da dieser Termin schon lange zugesagt ist und mir überdies der Zusammenhang zwischen Gerichtshof und Krankenhaus in Paris noch nicht auf einer tieferen Ebene bewusst ist. Ich halte mich auch nach diesem massiven Erlebnis für beinahe so gross und stark, wie mich meine Umwelt meistens

wahrzunehmen scheint. Wirklich ernst genommen habe ich den Zwischenfall erst nach einem Telefonat mit meiner Schwester, die mir aus medizinischer Perspektive gründlich erklärt hat, welche Schäden man nach einer Gehirnhautentzündung eigentlich davontragen kann. Und das hat meiner Klage über die zweiwöchige Abstinenz vom Pariser Studentinnenleben dann doch relativ schnell den Wind aus den Segeln genommen. Inzwischen habe ich auch in einem Geschichtseminar an der Sorbonne ein Referat über Alois Brunner gehalten – sehr zum Erstaunen der französischen Kollegen und Kolleginnen, die ein so persönlicher Zugang zum Thema «Geschichte der europäischen Faschismen» ziemlich irritiert hat. Mir selbst erscheint es zunehmend selbstverständlich, auch in der Öffentlichkeit dazu Stellung zu nehmen, nicht nur als angehende Politikwissenschaftlerin, sondern auch als Grossnichte eines Nazis, wobei Selbstverständlichkeit keinesfalls mit Leichtfertigkeit oder gar Unbeschwertheit gleichzusetzen ist. Gerd Kröncke, den ich vor und nach dem Prozess in Paris getroffen habe, hat einen Artikel über mein Unbehagen in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht und daraufhin sogar einige Briefe für mich erhalten. Frau Klarsfeld, die sich wahrscheinlich gewünscht hatte, ich würde ihren zugegeben bewundernswerten aktionistischen Weg einschlagen und auf der Jagd nach Alois Brunner nach Syrien reisen, hat mir nach Erscheinen jenes Artikels zu verstehen gegeben, dass sie dies nach diesen Zeilen nicht mehr für wahrscheinlich hält. Aber auch wenn ich die physische, direkte Konfrontation mit Alois Brunner nicht mehr ernsthaft in Erwägung ziehe, sind zumindest einige meiner Gedanken und Beweggründe bereits Teil einer Diskussion, die inzwischen die familiäre Geborgenheit, aber auch die damit verbundenen Schweigegebote verlassen hat und auch auf Menschen ausserhalb familiärer Verbind-

lichkeiten überspringt. Und das ist gut so, geht es bei meiner Geschichte doch nur um eines von vielen Puzzleteilen, die die Shoah in all ihrem vernichtenden Ausmass ermöglicht haben. Weder ich noch mein Grossonkel sind Ausnahmefälle in Gegenwart und Geschichte, auch wenn es sich mitunter so anfühlt, gerade weil das Reden darüber so ungewohnt ist und so viel Kraftanstrengung kostet. Auch ein Alois Brunner allein hätte nicht anrichten können, was nun auf seinem Konto verbucht ist. Zugleich kommt es natürlich auch gelegen, alles Übel der Welt einer einzigen Person anhängen zu können, die noch dazu in der Familiengeschichte fast ausschliesslich als Phantom existiert. Diese Personifizierung erlaubt uns, erlaubt mir gewissermassen auch, bei all den anderen Verwandten nicht weiter nachzufragen, weil ihr Tun und Lassen im Vergleich zu seinem ohnedies unbedeutend erscheinen würde. Und auch nicht bei mir selbst. Wir können ungeniert alles Böse auf ihn projizieren, weil es angesichts der Monstrosität seiner Schuld ohnedies keinen Unterschied mehr zu machen scheint, ob man ihn auch noch für ein paar Verbrechen mehr zuständig erklärt. Dennoch fühle ich mich innerhalb der Familie recht allein auf weiter Flur mit der bedingungslosen Verurteilung seiner Taten, zumindest gegenüber Dritten. Aber seit ich begonnen habe, Aussenstehenden meine Geschichte in Verbindung mit seiner zu erzählen, ist auch mein Erleben, mein Umgang mit der für manche unverständlichen Last der Familiengeschichte kein einzelnes Phänomen mehr. Und Uwe, der mit mir und den anderen auf dem Podium sitzt, geht es genauso. Der Abend nach der Klagenfurter Veranstaltung wird noch ein langer, denn im nächtlichen Gespräch entdecken er und ich erstaunliche Parallelen in unserer Auseinandersetzung mit den Familienphantomen, die uns so viel Kopf-

zerbrechen und diese manchmal unstillbare Neugierde bereiten. Es verschlägt uns scheinbar zufällig immer wieder an Orte, an denen auch Lotti und Loisl, wie wir unsere Altvordere mit so etwas wie Galgenhumor manchmal nennen, gewesen sind. Wir fühlen uns als die einzigen Familienmitglieder, die sich dieser Geschichte annehmen, wir kennen ähnliche Schuldgefühle und haben vor allem ähnliche Strategien, damit umzugehen. Ausserdem finden wir uns in ähnlichen Situationen und Begegnungen mit Menschen wieder, er in Deutschland, ich in Österreich. Begegnungen, in denen von unserer offensiven Haltung eine Dynamik auszugehen scheint, die auch bei anderen einiges in Gang bringt und dazu anregt, sich mit der jeweils eigenen Familiengeschichte auseinander zu setzen. Parallelen, die ich schon mit Israelis der dritten Generation entdeckt habe, sind im direkten Vergleich mit einem Angehörigen der Täterseite noch offensichtlicher. Ausserdem müssen wir schon bei unserer ersten Begegnung, quasi von Täterenkel zu Tätergrossnichte, weder politisch korrekt noch besonders rücksichtsvoll miteinander umgehen, finden wir uns doch auf derselben Seite von Schuldgefühl und Verantwortung wieder. Der ersten Begegnung am Wörther See folgen noch einige Treffen, in denen wir beschliessen, gemeinsam an unseren Themen Weiterarbeiten und damit auch an die Öffentlichkeit gehen zu wollen, was mit diesem Buch und beinahe drei Jahre später schliesslich möglich geworden ist. Bereits in Paris hat mich ein französischer Journalist kontaktiert und mir vorgeschlagen, ein Buch über meinen Umgang mit meinem Grossonkel zu schreiben. Konzept und Verlag waren innerhalb weniger Wochen gefunden, doch nach langem Abwägen war mir schliesslich das eigene Wort in der eigenen Sprache, an meine eigenen Landsleute gerichtet, wichtiger. Auch mit der Perspektive eines Fremden auf das, was ich ihm

innerhalb kurzer Zeit hätte mitteilen sollen, konnte ich mich nicht von Herzen anfreunden. Ausserdem würde dieses französische Buch nicht einmal meine eigene Familie lesen können. Und nicht zuletzt für sie tue ich mir das Ganze ja an, auch wenn sie mich niemals darum gebeten hat. Ganz im Gegenteil, mit einem Gemisch aus Sorge um mich und Angst vor der eigenen Konfrontation damit hätten vor allem meine Eltern es wohl lieber gesehen, ich hätte diesen Weg niemals eingeschlagen und mich stattdessen um harmlosere Dinge gekümmert. Aber nach fast drei Jahrzehnten kennen sie mich nun schon gut genug, um zu wissen, wofür und wogegen ich kämpfe, und erstaunlicherweise scheinen sie im Laufe der Zeit manche meiner Schritte sogar mitzugehen oder zumindest nachvollziehen zu können.

Auch meine Mutter, meine Schwester und ihr Freund sowie einige Freunde und Freundinnen sind von Graz nach Klagenfurt gereist, um mich hier in dieser ungewöhnlichen Rolle, als DiskutantIn auf einem Podium bei einer öffentlichen Veranstaltung, zu erleben. Derjenige, mit dem die Konfliktlinie am stärksten umkämpft ist, weilt leider nicht unter den Zuhörenden – mein Vater. Mit ihm führe ich seit Jahren Streitgespräche über Geschichte und Politik, was sich über Jahre hinweg aus einer lebendigen familiären Diskussionskultur am Mittagstisch entwickelt hat, die auch heute noch bei so mancher Gelegenheit für engagierte Debatten sorgt. Vielleicht muss er mein Gegenspieler in dieser Auseinandersetzung sein, weil der andere, der, den es wirklich angeht, für meine Aggression, mein Unverständnis, meine Verzweiflung und mein Entsetzen nicht verfügbar ist. Im Grunde sind wir, mein Vater und ich, selten grundsätzlich verschiedener Meinung, auch politisch nicht, aber oft in der Wahl der Mittel weit von-

einander entfernt. Zumindest in der Vergangenheit war das so. Jugendliche Revolutionslust und erwachsene Reformver-nunft prallten ebenso aufeinander wie die Frage der öffentli-chen Stellungnahme zu unserem gemeinsamen Verwandten Alois Brunner und vor allem zu unserer Verwandtschaft mit ihm. Spätestens beim Thema familiärer Loyalität musste es dann krachen, denn während ich es bisweilen laut heraus-schreie und meinen Grossonkel für seine Taten auch vor an-deren verurteile – nicht zuletzt, um mich deutlich von seiner Ideologie zu distanzieren –, kommt bei meinem Vater, wie bei vielen der zweiten Generation, die familiäre Verbundenheit viel stärker ins Spiel, die ihn davor zurückschrecken lässt, deutliche Worte zu finden, sogar mir gegenüber. Immer wie-der spitzte sich die Diskussion auf die imaginierte oder reale Gefahr der Auslieferung von Alois Brunner zu, die ich theoretisch durchaus zu unterstützen willig wäre, während ein sol-ches Szenario für meinen Vater quasi familiären Hochverrat darstellt und damit undenkbar ist. Da ich ihm dadurch jahre-lang ideologische Sympathien für den Nationalsozialismus angedichtet habe – auch eine Form von Pubertätskonfliktaus-tragung, wie ich inzwischen meine –, musste das Thema natürlich ein rotes Tuch für uns beide bleiben, das ich wie ein Banner vor mir hertrug, während er es mit Unbehagen hinter sich herzog. Die vermeintlich grössten Gegensätze und Kon-fliktpotentiale haben sich rückblickend jedoch als Gemein-samkeiten herausgestellt, die sich durch einen Altersunter-schied von 31 Jahren und durch unterschiedliche Lebenser-fahrungen notwendigerweise aus verschiedenen Blickwinkeln präsentieren. Als Jüngste unter meinen Cousins und Cousinen bin ich tatsächlich die Einzige, die sich immer wieder aktiv mit dem unbekanntem Grossonkel und der Geschichte seiner Zeit auseinander setzt und auch öffentlich dazu Position bezieht.

In der zweiten Generation, unter Nichten und Neffen von Alois Brunner, ist es aber mein Vater, der sich, ebenfalls als Jüngster, weit hinausgelehnt hat, für manche zu weit. Und so sehr wir uns auch im Detail über den Umgang mit unserem unheimlichen Familienphantom uneinig sind, verbindet uns dieses Hinauslehnen doch auf überraschende Weise, wie mir mittlerweile klar geworden ist. 1985, als Alois Brunner über einen Bericht in der deutschen Illustrierten *Die Bunte* mit einem Schlag aus dem Untergrund ins Rampenlicht der Öffentlichkeit und damit auch auf burgenländische Stammtische gelangt ist, war ich gerade 13 Jahre alt. Alt genug, um neugierig zu werden, aber zu jung, um selbstbestimmt einen Standpunkt zu entwickeln. Mein Vater war damals 44 und hatte von der Existenz seines Onkels mehr Nichtwissen als Wissen gehabt, begrenzte jener doch eine absolute Tabuzone, in die sich auch die nächsten Angehörigen nicht einzudringen getraut hatten. Ausgenommen Alois Brunners Frau Anna, seine Schwester Notburga und seine Tochter Irene, mit denen aber mein Vater wiederum nicht den geringsten Kontakt hatte. Die beiden Zeitschriften hatten wohl ein gutes Jahr lang im hintersten Winkel des Wohnzimmerschranks gelegen, als mein Grossvater starb. Und es war meine Mutter, die meinte, man sollte dessen Bruder, also dem ominösen Alois Brunner, eine Todesanzeige schicken. Wie es sich eben gehört in solchen familiären Angelegenheiten. Entgegen aller unausgesprochenen Verbote und ausgesprochenen Anfeindungen setzte sich also mein Vater eines Tages hin und schrieb seinem Onkel einen inhaltlich harmlosen Brief, fand über den Artikel in der Illustrierten eine Deckadresse heraus und nahm mit dem im familiären wie im kollektiven Gedächtnis Österreichs nicht existierenden bekennenden Nazi in Damaskus Kontakt auf.

Ein Tabubruch sondergleichen, in dessen Augenblick, zwischen Vergangenheit und Zukunft, noch nicht entschieden ist, wer verabschiedet, also abgeschieden wird: der Tabubrecher oder das Tabu (vgl. Perner 1999, S. 177). Niemand in meiner Umgebung hat diesen Begriff jemals in den Mund genommen, aber seine Kraft war für mich schon damals deutlich zu spüren, eine Aura des Geheimnisvollen umgab die seltenen Momente, in denen ich meinen Vater einen Brief schreiben sah, und noch mehr jene, wenn eines dieser markanten Flugpostkuverts mit dem blau-weiss-roten Rand in unserem Postfach lag. Dr. Georg Fischer, den falschen Namen verwendete er angeblich seit Jahrzehnten, antwortete. Als vereinsamter alter Mann, der sich über Neuigkeiten aus der Heimat freute und über sein Heimweh schrieb. Aber auch über seine Existenz im Untergrund, über seine politische Überzeugung, die keine Spur von Reue die nationalsozialistische Ideologie betreffend, aber deutliche Kritik an der damit einhergehenden Politik erkennen liess und über seine dubiosen Kontakte zu alten und neuen Nazis im In- und Ausland, von denen auch mir zumindest zwei oder drei inzwischen zufällig über den Weg gelaufen sind. Von wegen Zufall. Der lose Briefwechsel dauerte ungefähr fünf Jahre, und jedes Mal, wenn ein Brief ohne Absender den Weg nach Graz gefunden hatte, lasen wir aufgeregt seine manchmal verwirrten und oft verwirrenden Zeilen. Wie ich inzwischen weiss, wurde mein Vater vor mittlerweile fast 20 Jahren mit genau derselben Reaktion seiner Verwandtschaft konfrontiert, die auch meine Geheimnistuerei um diesen Briefwechsel prägt. Allein die Vorstellung, der 130'000-fache Täter könnte durch eine Lücke in der familiären Geheimnisbastion zum Opfer werden, ausfindig gemacht, ausgeliefert und vor ein Gericht gebracht werden, mobilisierte Ängste und Kräfte unter den Brunners, die damals wie heute wirken – und

mit veränderten Vorzeichen auch meinen Umgang mit den Tatsachen prägen. Selbstverständlich ist die Vorstellung, von der Staatspolizei abgehört zu werden, ebenso unerfreulich wie jene, mit Neonazis in Kontakt zu kommen oder von Medienleuten auf der Jagd nach einer guten Story über den Tisch gezogen zu werden. Ganz zu schweigen von der Idee, unter Verwandten die Zielscheibe für diffamierende Bemerkungen abzugeben. Nichts ist wirklich in vollem Umfang eingetreten, doch von allem ein wenig. Genug jedenfalls, um weiterhin nicht freudig über die seltsamen Briefe sprechen zu wollen, auch wenn mein Bedürfnis danach immer grösser geworden ist und die Befürchtungen meines Vaters immer kleiner. Beinahe zehn Jahre nach dem tatsächlichen Briefwechsel, der 1990 irgendwie im Sande verlaufen ist, las ich die Briefe mit Einverständnis meines Vaters wieder und stellte entsetzt fest, dass die erste Zeile des letzten Briefes an mich gerichtet war. Offensichtlich hatte ich meinem Grossonkel vor mittlerweile 13 Jahren auch selbst geschrieben, doch ich habe nicht die geringste Ahnung, was! Ich erinnere mich inzwischen dunkel an mehrere Entwürfe, die ich allesamt nicht abzuschicken gewagt hatte, weil ich darin nicht den richtigen Ton finden konnte zwischen Anschuldigung und Verurteilung einerseits und einer verzweifelten Suche nach einem Warum andererseits, das wohl nur er mir aus erster Hand hätte beantworten können. Doch in einem Anfall von jugendlichem Übermut scheine ich ihm doch irgendetwas geschrieben und geschickt zu haben, wovon ich heute nicht mehr die leiseste Ahnung habe. Über meinen eigenen erfolgreich verdrängten Briefkontakt hätte ich noch reden können, nachdem ich den Beweis dafür in seinem letzten Schreiben gefunden hatte, doch über die Tatsache, dass mein Vater und er jahrelang schriftlichen

Kontakt gehabt haben, konnte ich gegenüber Dritten bis heute kein Wort verlieren. Viel zu gross war die Angst, meine Familie damit in Schwierigkeiten zu bringen, die ich nicht näher benennen kann. Die Loyalität, die ich im Verhältnis zwischen meinem Vater und dessen Onkel so heftig kritisiert habe, drängte sich auch zwischen mich und meinen Vater, wenn sie auch in keinem Verhältnis zu dem Inhalt dessen stand, was beschützt oder nicht angetastet werden sollte. Meine selbst geleistete Tabuisierung dieses Briefwechsels hat offensichtlich das Verdrängen meiner eigenen Implikation in die ganze Geschichte, meinen eigenen Brief, an den ich mich nicht mehr erinnere, überdeckt. Habe ich mir selbst, die strenge Richterin über alle anderen, die sich meines Erachtens nicht genug um die Aufarbeitung der Geschichte kümmern, etwas zuschulden kommen lassen?

**April 2002**

**Restaurant Celeste, Wien**

Die erste Frage Aussenstehender an mich oder meinen Vater ist immer die, ob Alois Brunner noch am Leben sei und wo er sich aufhalte. Auch Dan Bar-On, den ich schliesslich doch noch getroffen habe, hat mich vorsichtig danach gefragt. Mit zweijähriger Verspätung in einem Café in Wien beziehungsweise in einem Bildungshaus in Salzburg, wo er anlässlich einer Tagung des Österreichischen Gedenkdienstes einen Vortrag gehalten hat. So hatte ich doch noch Gelegenheit, jenen Wissenschaftler zu treffen, der als erster israelischer Jude in Deutschland mit Angehörigen von Tätern und Täterinnen gearbeitet hat, was damals wie heute keine Selbstverständlichkeit ist. Da seit 1990 kein Kontakt mehr zu meinem Gross-

onkel besteht und nach wie vor weder mein Vater noch ich den Mut gefunden haben, seine in Österreich lebende Tochter zu kontaktieren, kann diese quälende Frage bis heute nicht beantwortet werden. Gerüchte, wonach er Ende der neunziger Jahre in Argentinien untergetaucht sein soll, haben sich ebenso wenig bestätigt wie jene über sein Ableben, die gelegentlich in den Medien auftauchen. Letzteres wird angesichts seines Alters zunehmend wahrscheinlicher. Eng verbunden damit war und ist die Frage nach dem eigenen Zutun zu einer möglichen Auslieferung und Verurteilung. Daher liegt die Frage nahe, was sich ändern würde, wenn sein Tod bestätigt wäre, was angesichts der Leugnung Syriens betreffend seinen Aufenthalt im Land vermutlich nie von offizieller Seite geschehen wird. Für mich ist die Frage nach seinem Tod eine zweiseitige Angelegenheit. Es hiesse einerseits, die Gelegenheit einer Begegnung oder neuerlichen Kontaktaufnahme – für die ich bisher nicht die Courage aufgebracht habe. Zunehmend frage ich mich auch, welchen Sinn sie haben könnte – für immer verpasst zu haben. Andererseits würde eine solche Bestätigung seines Ablebens aber auch eine gewisse Erleichterung und vor allem Befreiung von den familiären Loyalitäten und Geheimniskrämereien bedeuten. Auch die Tatsache, dass ich selbst erst jetzt öffentlich erwähne, dass es diesen Briefwechsel gegeben hat, hängt eng mit seinem immer wahrscheinlicher gewordenen Tod und mit einer Begegnung zusammen, die wie so viele in dieser Geschichte zufällig, überraschend und äusserst erstaunlich ist. Die Begegnung mit dem Münchner Kabarettisten, der mich in Paris am Rande des Prozesses angesprochen hatte. Trotz anfänglicher Skepsis – was soll an Alois Brunner lustig sein? – bin ich mit Christian Springer in Kontakt geblieben, und bei einigen seiner Wien-Besuche haben wir einander getroffen, um über unser gemeinsames Inte-

resse an diesem Mann zu reden. Im Januar 2002 habe ich auch die bereits in Paris angekündigte Kabarettnummer gesehen, die er anlässlich der Buchpräsentation von Georg Hafner und Esther Schapira in einem kleinen Wiener Theater gespielt hat. Die beiden haben aus ihrem neu erschienenen Buch «Die Akte Alois Brunner» gelesen – und Christian hat seine syrischen Reiseerfahrungen mit Witz und Wissen auf die Bühne gebracht und dabei auch eine vermeintliche Begegnung mit Alois Brunner zum Besten gegeben. Entgegen meinen Erwartungen habe ich mich dabei köstlich amüsiert, und sein bissig-humorvoller Zugang zum für mich so dunklen und schwierigen Thema hat den meinen um eine erfrischend andere Komponente bereichert. Allein das herzliche Lachen über seine humorvolle wie kritische Darstellung dessen, was für mich alles andere als lustig ist, war unglaublich erleichternd. Als reisefreudigen Studenten der Arabistik hat es Christian Ende der achtziger Jahre nach Syrien verschlagen, wohin er seitdem mehr als ein Dutzend Mal zurückgekehrt ist und immer wieder die Spur von Alois Brunner aufgenommen hat. Wie man als nicht Betroffener eine derartige Passion für diese Art von Urlaubsgestaltung entwickeln kann, ist mir zwar bis heute ein Rätsel, doch anscheinend bin ich ja schon seit längerer Zeit nicht die Einzige, die dem alten Nazi auf die eine oder andere Art auf den Fersen ist. Wenn schon alle Wege nach Rom führen, warum sollten nicht auch die nach Damaskus verschieden verlaufen? Diesmal treffen wir einander in einem gemütlichen Lokal in der Nähe meiner Wohnung, und er erzählt mir Erstaunliches. Auf der letzten Reise sei er wieder ins Gespräch mit Freunden von Brunner gekommen, die ihm indirekt zu verstehen gegeben hätten, dass er Ende März/Anfang April 2001 gestorben sei. Mir rieselt es kalt über den Rücken, als

Christian den Zeitraum aufgrund der ihm gegenüber gemachten Andeutungen auf zwei Wochen eingrenzt. Es sind genau die zwei Wochen rund um meinen Krankenhausaufenthalt in Frankreich, rund um die Gehirnhautentzündung, die mir im wahrsten Sinne des Wortes in Mark und Bein gegangen ist. Und als ich ihm mein betretenes Schweigen erkläre, vergeht auch ihm für kurze Zeit das Lachen.

**Oktober 2002**

**Sigmund Freud Museum, Wien**

Mein Studium geht dem Ende zu, und über die Sommermonate habe ich meine Diplomarbeit fertig gestellt. Auch wenn ich mich mit Nationalsozialismus und dritter Generation schon ausführlich und lange beschäftigt hatte, war es mir unmöglich, dieses umfangreiche Vorwissen für meine Abschlussarbeit zu nutzen. Allein der Gedanke daran, mich über ein halbes Jahr lang intensiv und täglich mit einem Thema rund um meinen Grossonkel auseinander zu setzen, bereitete mir körperliches Unbehagen, und es erschien mir schliesslich unmöglich und unverantwortlich mir selbst gegenüber, das Ende meines Studiums unter diesen unglückseligen Stern zu stellen und womöglich wieder irgendeine Form von körperlicher Auswirkung meines Zweikampfes mit dem Familienphantom zu riskieren. Nicht dass das schliesslich gewählte Thema, Selbstmordattentate im Nahen Osten, leicht zu behandeln wäre, aber zumindest besteht keine direkte persönliche Betroffenheit, was mir ein intensives Dranbleiben an der Arbeit ermöglicht. Aber schon nach einigen Wochen erscheint mir auch die Beschäftigung mit der Gewalt im Nahen Osten als eine logische Fortsetzung meiner bisherigen Studienswerpunkte und meines nahen Verhältnisses zum Famili-

enphantom, aber eben unter anderen Voraussetzungen. Im Laufe der Arbeit über den Widerstand der Palästinenser und Palästinenserinnen gegen die israelische Politik komme ich schliesslich auch auf einer persönlichen, emotionalen Ebene wieder auf die Dimension der europäischen/deutschen/österreichischen Verantwortung an der Situation im Nahen Osten zurück, die ich mit einem historischen Blick nicht übersehen kann und will. Anscheinend bin ich dem Thema doch näher, als ich dachte. In der letzten Phase des Schreibens gehe ich mit meiner Studienkollegin Magda zu einem Vortrag im Sigmund Freud Museum in Wien, um den israelischen Psychoanalytiker Avi Rybnicki bei einem fesselnden, berührenden Vortrag zu hören: «Die Rückkehr des Verdrängten. Psychoanalyse und der israelisch-palästinensische Konflikt.» Es ist ein packendes und sehr persönliches Statement, das mich immer wieder an Erzählungen meiner israelischen Bekannten erinnert. Es sind Erinnerungen, die auch mein Bemühen um ein Verständnis der palästinensischen Selbstmordattentate immer wieder durchkreuzen und mein Verständnis für beide Seiten sensibilisieren, mir aber zugleich eine eindeutige Positionierung verunmöglichen. Nach langem Applaus entspinnt sich eine angelegte Diskussion mit dem Publikum, das scheinbar ausschliesslich aus Analytikern und Analytikerinnen besteht, und wer das nicht ist, scheint zumindest eigene Erfahrungen mit Psychoanalyse gemacht zu haben. Ich nicht. Dennoch wage ich schliesslich eine Frage, die mir nicht aus dem Kopf gehen will, seit der Vortragende seine Ausführungen mit dem Wunsch nach einem «befreundeten Dritten» geschlossen hat. Ich finde es mutig, hier in Wien, in der Berggasse, aus der Sigmund Freud widerwillig in letzter Minute vor den Nazis geflüchtet ist, nach befreundeten Dritten zu suchen. Hier, wo doch noch

so viele Nachkommen derer leben, die die Familie Freud und so viele andere Familien zerstört haben. Meine Frage sucht nach einem möglichen Zusammenhang zwischen latenten Schuldgefühlen in Österreich und der zurückhaltenden Außenpolitik in Bezug auf den Nahostkonflikt – und sie wird vom Vortragenden hart abgeschmettert. Vielleicht sieht er mir meine Schuldgefühle, die ich wider besseres Wissen seit Jahren mit mir herumtrage, an der Nasenspitze an, denn seine Antwort trifft mich wie ein Blitz. Schuldgefühle, so meint er, seien das Gefährlichste überhaupt, weil diejenigen, die sich heute schuldig fühlen, dazu prädestiniert seien, durch ihr Verhalten die Vergangenheit zu wiederholen und abermals Schuld auf sich zu laden. So kommt es jedenfalls bei mir an. Na wunderbar, ich bin also hier, um vielleicht auch einmal Verbrechen zu begehen wie mein Grossonkel? Auch wenn ich rational nachvollziehen kann, dass er es anders gemeint haben könnte, spitzt sich meine Verwirrung auf diesen Punkt zu. Selbst jahrelange Auseinandersetzung und politisches Engagement, selbst direkte Konfrontation und öffentliche Thematisierung der eigenen Zwickmühlen sollen also umsonst gewesen sein, solange man dieses diffuse Schuldgefühl nicht losgeworden ist? Soll ich am Ende meines sozialwissenschaftlichen Studiums die Vernunft an den Nagel hängen, weil das Unbewusste sowieso tut, was es tun muss? Weder Widerspruch noch Erläuterung meiner Bemerkung noch weiterführende Fragen sind mir möglich, da ich mich wie mit Röntgenaugen durchschaut fühle und auf einmal die Befürchtung in mir wächst, seine Antwort könnte auch auf mich, als sich schuldig fühlende Grossnichte, zu treffen. Allein die Tatsache, dass ich mich von seinen Worten betroffen fühle, könnte ja schon als Hinweis auf deren Legitimität gedeutet werden. Und was mache ich jetzt mit dieser Erkenntnis? Schlecht schlafen, auf alle

Fälle, und das über einige Tage hinweg. Immer wieder denke ich an die Worte des Psychoanalytikers, die mich zutiefst erschreckt haben. Dabei ist mir der Gedanke rein theoretisch nicht ganz fremd. Gertrud Hardtmann, eine deutsche Psychiaterin und Psychoanalytikerin, meint, dass der Täter nichts so sehr scheue wie die Konfrontation mit seinem Opfer. Diese paranoide Angst vor der Begegnung mit den Auswirkungen seines eigenen Tuns zeige, dass auch der Täter im Schatten der Vergangenheit lebt (vgl. Hardtmann 1992, S. 251). Das leuchtet ein. Aber ist es nicht übertrieben, diesen Zusammenhang auch auf die nachfolgenden Generationen zu übertragen? Oder weigere ich mich nur gegen diese durchaus Sinnmachende Erkenntnis, weil ich beginne, mich vor mir selbst zu fürchten? Hat am Ende der Studienkollege aus dem Diplomseminar Recht, der mir latenten Antisemitismus vorwirft, weil ich versuche, die palästinensischen Selbstmordattentate zu verstehen?

**März 2003**

**Bundesbüro der Grünen, Wien**

«Ich habe die Fantasie, dir etwas antun zu wollen ...»

«Also wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich umbringen ...»

«Mit dir bin ich auch noch nicht fertig ...»

Ich weiss, sie meinen nicht mich als Claudia, sondern mich als Grossnichte von Alois Brunner. Ich weiss, es geht hier darum, das Unbewusste zuzulassen und auch beim Namen zu nennen. Ich weiss, mein Name steht hier als Symbol, und es hätte nichts gebracht, ihn nicht auszusprechen, weil ich damit die Verheimlichungsstrategien innerhalb meiner Familie wiederholt und nach aussen projiziert hätte. Ich weiss, ich habe

mich selbst an die Wand gestellt, an die ich jetzt genagelt werde, seit ich wieder einmal gesagt habe, dass ich mit ihm verwandt bin. Ich weiss auch, dass sich die Dynamik, die sich jetzt hier abspielt, uns als Gruppe voranbringen und bei vielen anderen Teilnehmenden Prozesse auslösen wird. Ich weiss, dass neben Aggression und Entsetzen auch Respekt und Anerkennung für mein «Outing» da sind. In der psychoanalytischen Grossgruppe zum Thema Politik und Geschichte, die seit fast drei Monaten hier wöchentlich stattfindet, ist anscheinend wirklich das Unmögliche möglich. Und manchmal auch das Mögliche unmöglich auszuhalten. Und dabei ist das Ganze doch auch irgendwie logisch, hat man sich erst einmal an die Grundidee der Psychoanalyse gewöhnt. Und obwohl ich so viel zu wissen und zu durchschauen glaube und der Methode neben Anerkennung auch eine gehörige Portion Skepsis entgegenbringe, habe ich auf einmal Angst. Angst, die sich nicht im Denken abspielt, wo ihr je nach Bedarf kluge Argumente und versöhnliche Erklärungen entgegengebracht werden können. Nein, im Körper spüre ich sie, diese Angst, im Herzflattern, in der zugeschnürten Kehle, in den kalten Fingern, in der zittrigen Stimme, in der Schlaflosigkeit der frühen Donnerstage, die mich seit ein paar Wochen begleitet. Und wider besseres Wissen lässt sie sich nicht mit klugen Analysen verscheuchen. Die psychoanalytische Deutung, ich würde mich jetzt wie einst die Opfer der Nazis fühlen, klingt interessant, hilft mir aber nicht wirklich weiter. Ich habe mich wieder einmal weit hinausgelehnt, in der Annahme, ich sei durch meine bisherige Auseinandersetzung mit dem Thema ausreichend abgesichert und immun gegenüber möglichen Angriffen und Absturzgefahr. Ich habe von meinen Schuldgefühlen gesprochen, von meiner Strategie der aktiven Konfrontation, die ich für die ein-

zig richtige gehalten hatte. Weit gefehlt. Die bedrohlichen Sätze dringen nicht nur in meine Ohren, sondern sickern Tag für Tag tiefer, bis sie wieder an der Substanz rühren, die ja schon einmal revoltiert hat. Nach zwei Jahren erinnere ich mich wieder detailgenau an die Intensivstation des Pariser Krankenhauses. Mir dämmert langsam, dass es eigentlich nicht viel gibt, das noch zentraler sein könnte als Rückenmark und Gehirn und dass es mir womöglich wieder ans Eingemachte gehen könnte. Und auf einmal spüre ich den direkten Zusammenhang zwischen dem, was ich sage und tue, und dem, was ich körperlich dabei fühle. Es erscheint bestechend logisch, dass damals mein Körper verrückt gespielt oder eigentlich ganz normal reagiert hat, den Umständen angepasst. Warum sollte mir die ganze Geschichte also nicht noch einmal zu Kopf steigen oder sonst wo hin? Ist Herzinfarkt die nächste Stufe? Mit 31? Und ist das dann unter der Wiederholung der Geschichte zu verstehen? Dabei ist die reale Situation doch viel harmloser, völlig anders, und auch wieder nicht. Im Grunde spielt sich Ähnliches ab wie damals im Gerichtssaal: Ich übernehme Schuld, die mich nichts angeht und sich doch immer wieder ungefragt meines Verstandes, meines Gefühls, meines Körpers bemächtigt. Noch dazu spreche ich darüber, und die Anwesenden, zum Teil Angehörige von Opfern des Nationalsozialismus, wissen sogar, wer unter ihnen sitzt. Ein Graben tut sich auf zwischen den einen und den anderen, der uns noch wochenlang beschäftigen wird, den wir nicht zu überwinden vermögen, der uns die Sicht und den Weg versperrt, der uns in unversöhnlich voneinander getrennte Welten führt, der sich wie aus dem Nichts vor uns auftut und dennoch niemanden in der Gruppe wirklich überrascht. Rational betrachtet ist mir klar, dass im Verlauf der psychoanalytischen Grossgruppe so eine Situation hatte kommen müssen, und zwar schon lan-

ge. Jetzt ist sie da, und mein Name ist untrennbar damit verbunden, weil ich den Sprung ins kalte Wasser wieder einmal nicht habe sein lassen können. Allerdings hatte ich mich für eine bessere Schwimmerin gehalten. Intellektuell anspruchsvoll und herausfordernd ist es durchaus, dieses Experiment, aber allmählich übersteigt es meine Kräfte. Ich bin mir selbst der nahe liegendste Kollateralschaden im Kampf um etwas, das ich nicht einmal so recht benennen kann.

**April 2003**

**Psychologische Studentinnenberatung, Wien**

Da sitze ich nun. In der psychologischen Beratungsstelle für Studierende der Universität Wien. Zurückgeworfen auf mich und ihn, nach Jahren der Auseinandersetzung, nach unzähligen bestärkenden Erlebnissen, nach vielen Momenten, in denen ich mir meiner Sache so sicher war und meine Strategie der aktiven Konfrontation für die einzig richtige gehalten habe. Probleme mit dem Studium habe ich keine, ganz im Gegenteil, seit ich mich dazu entschlossen habe, auch noch ein Doktorat zu machen, läuft alles wie am Schnürchen, sogar ein Stipendium ist wieder zugesagt, und nebenbei tun sich allerlei interessante Arbeitsmöglichkeiten für mich auf. Einladungen zur Präsentation meiner Diplomarbeit im In- und Ausland, Forschungsprojekte, erste Publikationsanbahnungen – was will man mehr als frisch gebackene Politologin? Trotzdem nutze ich diese Anlaufstelle für Studierende, die irgendwo anstehen, nicht mehr weiterkönnen, psychische Probleme haben. Oder zumindest glauben, welche zu haben. Und wenn ich den Gesichtsausdruck des Beraters, dem ich hier gegenüber sitze, richtig verstehe, hält er meine Geschichte auch nicht ge-

rade für Kinderfasching. Kann er wohl auch nicht, als Psychoanalytiker. Ernsthaft, betroffen, zurückhaltend reagiert er auf meine Darstellung der Dinge, wie ich sie erlebe in diesen Tagen. Und gibt mir durch seine Antwort und Körpersprache zu verstehen, dass ich allen Grund zur Beunruhigung hätte. Es ist wieder einmal vorbei mit der Ruhe vor dem Sturm, und der Zeitpunkt scheint noch nicht gekommen, an dem mir die Wiederherstellung der inneren Sicherheit gelingen wird.

## Literatur- und Quellenverzeichnis

- Bar On, Dan/Brendler Konrad/Hare, Paul (Hg.): Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust, Frankfurt/Main/ New York 1997
- Bergmann, Martin et al. (Hg.): Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust, Frankfurt/Main 1995
- Bettelheim, Peter/Streibel, Robert (Hg.): Tabu und Geschichte. Zur Kultur des kollektiven Erinnerns, Picus Verlag, Wien 1994
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) (Hg.): Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus, Deuticke, Wien 1993<sup>2</sup>
- Epelbaum, Didier: Alois Brunner. La Haine Irréductible, Calmann-Lévy, Paris 1990
- Fallend, Karl: Unbewusste Zeitgeschichte in Österreich. Psychoanalytische Betrachtungen über das Fortwirken des Nationalsozialismus, in: Werkblatt für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik, Heft 2/1997, S. 5-31 (vergriffen: Download unter <http://home.subnet.at/werkblatt/> möglich)
- Felstiner, Mary: Alois Brunner, Eichmann's Best Tool, in: Simon Wiesenthal Center Annual, Vol. 3, New York 1986, S. 1-47
- Felstiner, Mary: Commandant of Drancy: Alois Brunner and The Jews of France, in: Holocaust & Genocide Studies, Vol. 2, New York 1987, S. 21-47
- Friedmann, Alexander et al. (Hg.): Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien 1999
- Friedmann, Toshiva: Eichmanns rechte Hand. Dokumentensammlung, Haifa 1991
- Gutmann, Israel/Jäckel, Eberhard/Longerich, Peter/Schoeps, Julius H. (Hg.): Enzyklopädie des Holocaust, Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Band I-IV, München/Zürich 1998<sup>2</sup>
- Hafner, Georg/Schapira, Esther: Die Akte B. Alois Brunner – Geschichte eines Massenmörders, TV-Dokumentation, Hessischer Rundfunk 1998
- Dies.: Die Akte Alois Brunner. Warum einer der grössten Naziverbrecher noch immer auf freiem Fuss ist, Campus, Frankfurt/Main/ New York 2000
- Hardtmann, Gertrud (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder, Gerlingen 1992

- Honsik, Gerd: Freispruch für Hitler?, Burgenländischer Kulturverband, Wien 1988
- Kröncke, Gerd: Mein Grossonkel, der Henker, Süddeutsche Zeitung, 24./25. März 2001, Beilage SZ am Wochenende, S. III.
- Leimgruber, Walter (Hg.): Europäer erinnern sich an den Zweiten Weltkrieg, Chronos Verlag, Zürich 1990
- Leineweber, Bernd/Schneider, Christian/Stillke, Cordelia: Das Erbe der Napola, Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus, Hamburg 1996<sup>2</sup>
- Lotter, W./Siegert M.: Der letzte Mörder, in: profil, 21/1995, Wien, S. 36
- Luczak, Hania: Familien-Bande. Die Macht einer intimen Gemeinschaft, in: GEO, Nr. 3/2000, S. 16-40
- Moser, Tilmann: Dämonische Figuren, Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie, Frankfurt/Main 1995
- Perner, Rotraud: Darüber spricht man nicht. Tabus in der Familie, Kösel, München 1999
- Pohanka, Reinhard: Pflichterfüller, Hitlers Helfer in der Ostmark, Picus, Wien 1997
- Rosenthal, Gabriele (Hg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Psychosozial-Verlag, Giessen 1997<sup>2</sup>
- Dies.: Zur Konstitution von Generationen in familienbiografischen Prozessen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Band 5, Heft 4, 1994, S. 489-516
- Safrian, Hans: Eichmann und seine Gehilfen, Fischer, Frankfurt/Main 1997
- Spitznagel, Albert (Hg.): Geheimnis und Geheimhaltung. Erscheinungsformen – Funktionen – Konsequenzen, Hogrefe, Göttingen 1998
- Welzer Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline: «Opa war kein Nazi.», Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 2002
- Westerbarkey, Joachim: Das Geheimnis, Zur funktionellen Ambivalenz von Kommunikationsstrukturen, Opladen 1991
- Wiesenthal, Simon: Recht, nicht Rache, Ullstein, Frankfurt/Main 1995

**Uwe von Seltmann**

*«Er war ein grosser Charmeur ...»*

## **Krakau**

**Mittwoch, 10. November 1999**

Es war in der Krakauer Remuh-Synagoge, im alten jüdischen Stadtviertel Kazimierz, als ich meinen Grossvater zum ersten Mal hasste. Obwohl ich ihn nie gesehen hatte, wusste ich, dass er es war, der sich vor meinem inneren Auge aufbaute. Ich hätte ihn nicht beschreiben können, so schnell war er wieder verschwunden. Nicht einmal sein Gesichtsausdruck ist mir in Erinnerung geblieben, ich weiss nicht, ob er gegrinst hat oder gelächelt, gezürnt oder geweint. Aber es war mein Grossvater, dessen war ich mir sicher, mein Grossvater, von dem ich lediglich einige kopierte und schlecht lesbare Dokumente besass, aber keine Fotografie. Von dem ich nichts wusste, ausser dass er SS-Mann war, dass drei seiner sechs Kinder in der Nähe von Vernichtungslagern geboren wurden und dass er seit Februar 1945 irgendwo in Schlesien als vermisst galt. Mein Grossvater, das Phantom, das Tabu, über das in der Familie nicht geredet wurde, mein Grossvater, der mich seit fast zwei Jahrzehnten – mal mehr, mal weniger, meist unbewusst – beschäftigte, er war für den Bruchteil einer Sekunde auferstanden. Und in diesem winzigen Augenblick begann ich ihn zu hassen.

Ein Mann mit grauem Bart und schwarzem Hut steht mir gegenüber. Er fixiert mich unaufhörlich und gewährt mir keine Atempause. Sein Blick bleibt auf meinem Gesicht haften, ihm entgeht kein Zucken im Mundwinkel, kein Stirnrunzeln, kein Grinsen aus Verlegenheit. Er sieht, wie ich mich unter seinen Fragen winde wie ein Aal in der Reuse, wie ich mich gegen sein hartnäckiges Bohren sträube, wie ich Höllenqualen

leide. Aber er gibt nicht zu erkennen, ob ihn mein Zustand offensichtlichen Unwohlseins erfreut, betrübt oder gleichgültig lässt. Er schaut mich unverwandt und regungslos an und wartet auf meine Antwort. Nur um mir eine neue Frage zu stellen, die mich noch tiefer in Bedrängnis bringen wird. Ich fühle mich wie bei der Inquisition, will sagen, dass ich seine Fragen unverschämt finde, was er sich überhaupt erlaube, schliesslich sei ich es doch, der hier die Fragen stelle. Aber ich bringe kein Wort der Verteidigung oder der Wut heraus, ich bringe gar keinen Laut mehr heraus, irgendetwas schnürt mir die Kehle zu. Allenfalls ein Kopfschütteln oder ein vorsichtiges Nicken kann ich mir abringen, den Blick dabei auf den Boden gerichtet. Ist es mein Grossvater, der mir die Sprache genommen hat?

Es sind erst wenige Minuten vergangen, seit ich diesen Herrn mittleren Alters angesprochen habe. Aber in diesen wenigen Minuten hat der eben noch so freundliche Fremde die Rollen getauscht und mich an den Rand der Verzweiflung gebracht. In nicht einmal einer Viertelstunde hat er mein Leben verändert, ohne dass ich es ahne. Ich bin nach Krakau gereist, um eine Reportage über Kazimierz zu schreiben, jenem Viertel, in dem einst die meisten der 200'000 Krakauer Juden lebten und das Anfang der neunziger Jahre als Kulisse für den Spielfilm «Schindlers Liste» diente. Bereits im Sommer habe ich hier recherchiert, Kontakte geknüpft und ein Treffen mit Stella Müller-Madej vereinbart, die dank Schindlers Liste die Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten überlebte. Ich freue mich auf das Gespräch, denn ich hatte mit Begeisterung ihr Buch gelesen und streune nun durch die Gassen, um die verbleibende Zeit mit dem Sammeln von Eindrücken zu nutzen. Es hat zu regnen begonnen, und weil die Cafés am Szeroka-Platz noch nicht geöffnet sind, beschliesse ich, die

Remuh-Synagoge neben dem alten jüdischen Friedhof aufzusuchen – ein folgenschwerer Entschluss, wie sich schon bald herausstellen sollte.

Ich setze mich auf einen Stuhl neben dem Eingang und beobachte den Mann mit Hut und schwarzem Anzug. Er bewegt seinen Oberkörper rhythmisch vor und zurück, hält ein Gebetbuch in den Händen und murmelt, so meine ich mit meinen bescheidenen Hebräischkenntnissen zu erkennen, das Kadisch, das Gebet für die Verstorbenen. Als er die Synagoge verlassen will, spreche ich ihn an, stelle mich – auf Englisch – als Journalisten aus Deutschland vor und bitte ihn, mir einige Fragen zu beantworten.

«Gerne», antwortet er und wir kommen ins Gespräch. Doch ich erfahre von ihm nicht mehr, als dass er in London lebt, dass er ein Mal im Jahr nach Krakau fährt, um seiner Eltern zu gedenken, und dass seine Eltern – wie er mit einer Handbewegung deutlich macht – in Rauch aufgegangen sind. Dann stellt er die Fragen.

«Weshalb haben Sie mich angesprochen?»

«Wie gesagt: Weil ich eine Reportage über Kazimierz schreiben möchte. Und über jüdisches Leben in Krakau heute.»

«Warum über jüdisches Leben in Krakau?»

«Weil ich Krakau für eine der schönsten Städte in Europa halte und deshalb gerne hier bin, weil Krakau nächstes Jahr Kulturhauptstadt wird und weil mich das jüdische Leben interessiert.»

«Warum interessiert Sie das jüdische Leben?»

Achselzucken. «Für das Judentum interessiere ich mich schon lange.»

«Warum?»

Zum ersten Mal empfinde ich das knappe, fast lakonische «Why?» als etwas anmassend. «Ich habe Evangelische Theo-

logie studiert und mich im Studium mit dem Judentum beschäftigt. Dann habe ich längere Zeit in Jerusalem gelebt. Ausserdem liebe ich die Wiener Kaffeehaus-Schriftsteller, und die waren ja fast alle Juden, von Peter Altenberg bis Stefan Zweig.»

«Warum haben Sie sich im Studium mit dem Judentum auseinandergesetzt? Warum sind Sie nach Israel gegangen?»

«Warum, warum? Ich weiss es nicht. Es hat mich eben interessiert.»

«Sie hätten sich auch für den Islam oder den Hinduismus interessieren können. Also warum?»

Vielleicht wäre jetzt eine günstige Gelegenheit gewesen, sich mit freundlichen Worten, unter einem Vorwand, zu verabschieden. Auf den nächsten Termin zu verweisen und sich für das Gespräch zu bedanken. Aber ich bleibe im Eingang der Synagoge stehen. Ich schaue mich Hilfe suchend nach dem Kartenverkäufer um. Ich habe im Sommer mit ihm geredet und hoffe nun, er würde mich vielleicht wiedererkennen und begrüßen. Aber er ist in seine Zeitung vertieft und würdigt uns keines Blickes. Auf seinem linken Unterarm ist eine Nummer eintätowiert.

«Vielleicht weil die Nazis eine einmalige Kultur zerstört haben.»

«Fühlen Sie sich schuldig?»

«Ich?» Ich lache. «Warum soll ich mich schuldig fühlen? Ich bin Mitte dreissig.»

«Wann ist Ihr Vater geboren?»

«1943»

«Und Ihr Grossvater?»

«Das weiss ich nicht genau. 1917, glaube ich.»

«Aha.» Mein Gegenüber macht eine Pause. Dann sagt er, als ob es nichts Selbstverständlicheres zu sagen gäbe: «Ihr Grossvater war Nazi.»

«Ja», antworte ich schon fast trotzig. «Er war bei der SS. Mehr weiss ich nicht.»

«Wo?»

«Hier in Krakau.»

«Wo wurde Ihr Vater geboren? In Krakau?»

Mein Vater wurde in Krakau geboren, als zweitjüngstes von sechs Kindern. Im Mai 1943, während des Zweiten Weltkriegs und der deutschen Besatzung. Zehn Jahre vor diesem Kreuzverhör, als das ich das Gespräch mit dem Londoner Juden mehr und mehr empfand, im Oktober 1989, hatte ich mit ihm sein Geburtshaus aufgesucht: Wilhelm-Raabe-Strasse 5, heute Ulica Koscielna 5. Ein freundlicher Taxifahrer, der noch die deutschen Strassennamen kannte, führte uns in seinem Fiat-Polski dorthin. Es war ein milder Oktobertag. Der Umbruch im Ostblock war bereits überall zu spüren, als wir vor dem Gebäude standen. Mein Vater knipste ein paar Bilder, wir schwiegen, dann fuhren wir weiter. Damals waren wir beide noch nicht so weit, dass wir über seinen Vater, meinen Grossvater, reden konnten.

«Ja», antworte ich.

«Sie interessieren sich für Juden, weil Sie sich schuldig fühlen. Sie fühlen sich schuldig für das, was Ihr Grossvater getan hat – was immer es auch war.»

In diesem Augenblick baut sich mein Grossvater vor meinem inneren Auge auf. Und ich hasse ihn. Ja, verdammt noch mal, ich fühle mich schuldig. Seit zwanzig Jahren fühle ich mich schuldig. Dieser Londoner Jude, der nichts anderes sein sollte als schmückendes Beiwerk für meine Reportage, hat es mir unmissverständlich deutlich gemacht. Seitdem die Bilder der amerikanischen Serie «Holocaust» über die bundesdeutschen Bildschirme geflimmert waren und die ganze Familie heulend vor dem Fernseher kauerte, hatte ich mich schuldig gefühlt. Verantwortlich für das, was mein Grossvater getan

hatte – obwohl ich keinen Deut Ahnung von dem hatte, was seine Aufgabe gewesen war. Ich wusste nichts über ihn, weil auch mein Vater nichts über ihn wusste. Ich glaubte ihm, weil er – wie seine Geschwister – bei Pflegeeltern aufgewachsen ist. Seine Mutter, meine Grossmutter, war im Herbst 1945 an Typhus gestorben, da war der Jüngste gerade ein paar Monate und mein Vater zweieinhalb Jahre alt. Ihr Grab befindet sich in Thüringen, wo ihr Vater, mein Urgrossvater, evangelisch-lutherischer Pfarrer war. Ende der siebziger Jahre haben wir das Grab mit der ganzen Familie besucht. Habe ich dort meinen Vater zum ersten Mal weinen sehen? Zumindest hat er sein Gesicht von uns Kindern abgewendet und sich die Nase geschnäuzt.

Mein Urgrossvater, der Herr Oberpfarrer, war strammer deutscher Christ gewesen, seine Tochter gottgläubig, wie sich die überzeugten Hitler-Jüngerinnen und -Jünger in ihre Urkunden eintragen liessen. Sie hatte am 14. April 1938 den Nationalsozialisten und getauften Katholiken Lothar von Seltmann, Sohn des Grazer Hofrats Josef Armand von Seltmann, geehelicht. Auch der junge Lothar nannte sich gottgläubig. Warum habe ich Evangelische Theologie studiert? Der älteste Bruder meines Vaters, 1938 in Wien geboren, ist Pfarrer, einer meiner Vettern hat ebenfalls die Theologenlaufbahn eingeschlagen. Und ich weiss von meinem Vater, dass er auch gerne Pfarrer geworden wäre, wenn es die Umstände erlaubt hätten. Über Jahrhunderte hinweg hat es in jeder Generation der Vorfahren meiner Grossmutter einen Pfarrer gegeben.

«Haben Sie jüdische Vorfahren?»

Ich bin verblüfft, welche Fragen meinem Gegenüber in den Sinn kommen. Immerhin hat er das Thema gewechselt, und mein Grossvater, gegen den ich eben diesen seltsamen Hass entwickelt habe, verschwindet wieder vor meinem inneren Auge.

«Nein.»

«Sind Sie sicher?»

«Ganz sicher.» Ich bemerke, wie ich versuche, ein überlegenes Lächeln aufzusetzen.

«Sie wissen genau, dass Sie keine jüdischen Vorfahren haben?»

«Ich kenne den Stammbaum meines Grossvaters bis ins 17. Jahrhundert. Meine Vorfahren sind von Temeschwar nach Wien übergesiedelt. Alle römisch-katholisch. Das ist eines der wenigen Dinge, die ich wirklich schwarz auf weiss besitze.»

«Ich bin sicher, dass Sie jüdische Vorfahren haben.» Und nach einer Pause nachdrücklich: «I'm sure! Believe me!»

In diesem Augenblick klingelt mein mobiles Telefon. Die Nummer signalisiert mir, dass das Gespräch wichtig ist. Ich entschuldige mich, und mein Gegenüber sagt, dass ich ihn auf dem alten Friedhof antreffe. Er verabschiedet sich und hebt die Hand zum Gruss.

Ich habe den Londoner Juden, der in der Krakauer Remuh-Synagoge seiner ermordeten Eltern gedachte, nicht wiedergetroffen. Ich bin im strömenden Regen zwischen den Grabsteinen umhergeirrt, aber ich habe ihn nicht gefunden. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Manchmal werde ich den Eindruck nicht los, die Begegnung mit ihm, das Gespräch, das Verhör haben nicht wirklich stattgefunden. Ein längerer Tagtraum vielleicht, in einem der Kaffeehäuser in Kazimierz, in denen Klezmerkapellen für amerikanische und israelische Touristen aufspielen. Oder in einer der Kaschemmen in den Seitenstrassen, wo der Tag mit einem Schnaps begonnen wird. Nein, die Begegnung war keine Einbildung. Sie war so wirklich wie das triste Wetter, das nichts von der sommerlichen Leichtigkeit und Anmut Krakaus erahnen liess. Und sie

war so wirklich, dass ich beschloss, nicht eher zu ruhen, bis ich die Wahrheit über meinen Grossvater herausgefunden hatte.

## **Bonn**

**Dienstag, 22. August 2000**

«Halt bitte an», sage ich zu meinem Kollegen Henrich.

«Ich brauche erst mal ein Bier.»

Wir befinden uns auf der Autobahn von Bonn nach Düsseldorf. Es ist gegen halb elf am Abend, noch immer hat es sich nicht abgekühlt. Mein Kopf dröhnt, als ob sich ein Schwarm Hornissen im Hirn festgesetzt hätte, meine Hände wollten nicht aufhören zu zittern. Ich fühle mich völlig ausgelaugt, hinter mir liegt die ungewöhnlichste und schwierigste Lesung, die ich bisher hatte. Henrich stoppt an einer Raststätte, ich besorge mir zwei Dosen Pils. Als ich die erste geleert habe, zeigen Hopfen und Alkohol ihre Wirkung, und ich kann mich endlich etwas entspannen. Das Gesicht aus der ersten Reihe verblasst allmählich, dieses maskenhafte, regungslose Gesicht, das seine Augen hinter einer riesigen schwarz umrandeten getönten Brille verborgen hatte, das mich während der gesamten Lesung unaufhörlich fixierte. Dieses Gesicht, das mich stottern und stammeln liess, das mich nötigte, mein Programm umzustellen. Zum ersten und bis heute einzigen Mal konnte ich nicht das Kapitel vortragen, mit dem ich gewöhnlich die Lesung beende. Der Abschnitt mit der Schilderung, wie die Romanfigur Schlomo Karlebach die Vernichtungslager des Dritten Reiches überlebt hat, blieb ungelesen, die Worte: «„Der SS-Mann’, sagte er mit belegter Stimme, trug Ihren Namen. Sie sind ihm wie aus dem Gesicht geschnitten’», kamen nicht über meine Lippen.

«Sind Sie der Herr von Seltmann?»

Vor mir steht eine alte Dame, vielleicht Anfang achtzig. Sie hat offensichtlich am Eingang der Bonner Synagoge auf mich gewartet, in der ich gleich aus meinem Roman *Karlebachs Vermächtnis* lesen soll. Ich komme gerade von einem kurzen Spaziergang zurück, es ist eine Minute vor acht. Drinnen hat sich schon das Publikum versammelt, eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern habe ich bereits begrüsst. Das Interesse ist gross, es scheint eine gute Lesung mit spannenden Fragen und angeregter Diskussion zu werden.

«Ja», antworte ich einsilbig.

«Ich habe Ihren Namen in der Zeitung gelesen. Stammen Sie aus Österreich?»

«Ich bin in Deutschland geboren, aber meine Vorfahren väterlicherseits sind Österreicher.»

«Sind Sie ein Edler von Seltmann?»

«Na ja ... Das offizielle Adelsprädikat lautet Edler. Aber damit würde man doch eher Anlass zur Erheiterung geben, wenn man es im Namen führte.»

«Heisst Ihr Vater oder Grossvater Lothar von Seltmann?»

«Beide heissen so.»

«Dann bin ich mit Ihrem Grossvater zusammen in die Schule gegangen.»

Ihre Worte treffen mich wie ein Hieb mit dem Vorschlaghammer. Monatelang habe ich nach Leuten gesucht, die meinen Grossvater vielleicht gekannt haben. Ich habe mit dem Historischen Verein Wolhynien Kontakt aufgenommen, ob jemand am «Treck der Wolhyniendeutschen» teilgenommen hat, den mein Grossvater im Winter 1939/40 aus dem sowjet-russisch gewordenen Kostopol «heim ins Reich» geführt hat, ich habe lange mit Forschern und Wissenschaftlern telefoniert – vergebens. Und jetzt bringt mich – der Zufall? – mit dieser

alten Dame zusammen. Am liebsten hätte ich sie sogleich ins nächstgelegene Kaffeehaus eingeladen, um sie nach meinem Grossvater auszuforschen, aber die Veranstalterin deutet schon auf die Uhr. Ich muss lesen, auch wenn ich es in diesem Augenblick nicht mehr will.

«Ich pack's nicht», kann ich Henrich, der für eine Wochenzeitung berichten soll, noch rasch zuraunen, «ich habe gerade die erste Zeitzeugin getroffen, die meinen Grossvater kennt», dann nehme ich auf dem Podium Platz. Der Saal ist gut gefüllt, ich schaue in gespannte Mienen, doch ich bin nicht bei der Sache. Ich beginne und suche – wie bei jeder Lesung – freundliche Gesichter, die wie ein offenes Buch sind, an denen ich mich orientieren und festhalten kann. Aber es gelingt mir nicht. Mein Blick richtet sich unaufhörlich auf die einzige Person in der ersten Reihe, die mich mehr und mehr ins Schwitzen und Stottern bringt. Sie sitzt so aufrecht, als hätte sie jemand mit einem Besenstiel an den Stuhl gebunden, ihre Hände ruhen auf dem Schoss. Nicht ein einziges Mal rutscht sie hin und her oder kratzt sich am Kinn oder an der Nase. Sie runzelt weder die Stirn noch schlägt sie irgendwann die Beine übereinander. Sie sitzt dort wie eine Wachsfigur, wie eine Mumie, der jemand eine überdimensionale Brille auf die Nase geklemmt hat. Ich versuche, hinter die Brillengläser zu schauen, ob sich vielleicht ihre Pupillen bewegen oder ob sie gar eingeschlafen ist, aber ich sehe nichts als mein Spiegelbild.

Warum lese ich nicht die Passage, in der Karlebach erzählt, wie er die Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten überlebt hat? Warum lese ich nicht, wie Weissmann erfahren muss, dass es sein Grossvater war, der als SS-Mann den Juden Karlebach grausam gequält hat? Habe ich Angst, dieser Frau

wehzutun, die sich – stark geh- und sehbehindert – auf den Weg gemacht hat, um den Enkel ihres Schulkameraden zu treffen? Habe ich Angst, ihre Erinnerung an meinen Grossvater zu beschmutzen, ihr Bild zu zerstören? *Karlebachs Vermächtnis* ist ein Roman und keine Autobiografie, also könnte ich auch die schmerzhaften Stellen vortragen. Aber ich tue es nicht. Habe vielleicht *ich* Angst, dass mein Buch doch mehr ist als ein Roman? Was weiss diese Frau über meinen Grossvater, das ich nicht weiss?

«Kerzengerade, aber doch gebrochen», sagt Henrich am nächsten Morgen beim Balkonfrühstück in einem Düsseldorfer Vorstadtviertel.

Kerzengerade, aber doch gebrochen – Henrich hatte die passenden Worte gefunden. Nach Lesung und Diskussion hatte ich mich noch eine Weile mit der Dame, ich nenne sie Frau Bayer, unterhalten. Sie stammt aus Thüringen und hat mit meinem Grossvater zusammen ein Gymnasium in Gotha besucht, der Direktor hätte es gerne als nationalsozialistische Eliteschule gesehen. Grossvater sei öfter bei ihr zu Hause gewesen, erzählte sie, in einem Dorf im Thüringer Wald. Er sei anfangs sehr schüchtern gewesen, ein, zwei Jahre jünger als sie, jemand, um den man sich kümmern musste. Sie habe ihn auch in Wien besucht, bereits während des Krieges, als er schon verheiratet und Familienvater war. Da habe er sie nächtelang durch die Wiener Kaffeehäuser geführt, auch beim Heurigen seien sie gewesen. Und auch das Landhaus meiner Urgrosseltern kenne sie, aber sie wisse nicht mehr genau, wo es liege, irgendwo in den Alpen, traumhafte Aussicht. Irgendwann hätten sie den Kontakt verloren, wann genau, daran könne sie sich nicht mehr erinnern. Sie besitze noch Briefe und Fotos von ihm, sie lagerten im elterlichen Haus im Thüringer Wald. Aber nun sei sie müde, sie sei eine alte Frau, es sei schon spät und sie müsse nach Hause.

Ob ich sie mal besuchen dürfe?

Gerne. Aber eigentlich habe sie mir schon alles gesagt, was sie wisse.

«Ich bin gespannt, wie es bei ihr zu Hause aussieht», sage ich zu Henrich.

Wir kommen nicht mehr dazu, uns über Frau Bayer und meinen Grossvater auszutauschen, denn unten auf der Strasse gibt es einen Tumult. Ein Pitbull hat sich von der Leine losgerissen und sich in einen anderen Hund verbissen, beide Frauchen versuchen ebenso verzweifelt wie vergeblich, die Tiere zu trennen. Gardinen bewegen sich, Balkontüren werden geöffnet, mutige Männer wagen sich hinaus und empören sich in sicherem Abstand. Man ist entrüstet, erobert und schockiert und betrachtet gebannt das Schauspiel. Als endlich die herbeitelefonierte Polizei erscheint, liegt nur noch das Opfer auf dem Bürgersteig, Pitbull und Frauchen sind längst unbehelligt davongezogen. Verflucht noch mal, warum werde ich schon wieder an Filmfetzen aus der Nazizeit erinnert?

## **Tübingen**

**Montag, 26. Februar 2001**

«Ich schick dir gleich ein Fax.» Mein Vater ist am Telefon. «Vielleicht kannst du dich darum kümmern. Du weisst besser Bescheid als ich.»

Das Fax ist eine Überraschung. Ein Historiker aus Wien, Bertrand Perz vom Institut für Zeitgeschichte, hat sich mit der Bitte um Unterstützung an meinen Vater gewandt. Er arbeite «seit längerer Zeit über den Distrikt Lublin unter deutscher Besatzung, insbesondere über das Personal der Dienststelle des SS- und Polizeiführers Globocnik», schreibt Perz. «In die-

sem Zusammenhang bin ich natürlich auch auf Ihren Vater gestossen, als Leiter des Volkspolitischen Referates und der Volksdeutschen Mittelstelle in Lublin bzw. Lemberg. Ich habe mittlerweile einiges Material über seine Biographie gesammelt, sowohl österreichische Unterlagen aus der Zeit bis zu seiner Flucht nach Deutschland im Jahr 1934 als auch deutsche Unterlagen aus der NS-Zeit. Nachdem ich auch die Geburtsdaten und Vornamen der Kinder hatte, war es nicht schwer, Sie zu finden. Ich wäre nun sehr interessiert, mehr über Ihren Vater zu erfahren ...»

Globocnik? Doch nicht etwa jener Odilo Globocnik von der «Aktion Reinhard», der im besetzten Polen für die Ermordung von über anderthalb Millionen Juden verantwortlich war? Belzec, Sobibor, Treblinka, Lublin-Majdanek – Vernichtungslager, Gaskammern, Fabriken des Todes, Orte des Grauens ... Ich schlage rasch in der «Enzyklopädie des Holocaust» nach – tatsächlich: «Globocnik, Odilo (1904 bis 1945), Höherer SS- und Polizeiführer, Hauptverantwortlicher für die Ermordung der Juden im Generalgouvernement». Und mein Grossvater ein Mitarbeiter dieses Massenmörders?

Das konnte nicht sein, nein, das durfte nicht sein.

Ich krame eilig alle Unterlagen hervor, die ich inzwischen besitze: Dokumente, die meine Tante Ute aus der Gedenkstätte Jad Vashem in Jerusalem mitgebracht und im April 1998 mit den Worten «Lieber Lothar, du bist der Einzige, der nach den Kopien aus Vaters Akte gefragt hat» an meinen Vater geschickt hatte. Und meine Notizen aus dem Gespräch mit der alten Dame aus Bonn, die mich wenige Wochen nach unserer Begegnung in ihrem Wohnzimmer zum Kaffee trinken empfangen hatte. Frau Bayer war, wie meine Grossmutter, hauptamtliche Führerin beim «Bund Deutscher Mädel» (BDM) in Thüringen gewesen.

«Geboren am 12.1.1917 in Graz als Sohn des Statthaltersekretärs und späteren Hofrats Dr. Josef Armand von Seltmann und seiner Frau Marie, geb. Stanzl», lese ich zum wiederholten Mal in Grossvaters handschriftlichem Lebenslauf. Grossvater hatte zweifelsohne eine bewegte Jugendzeit: Als 14-Jähriger, am 1. März 1931, tritt er in den NS-Schülerbund (Hitler-Jugend) ein. Offensichtlich beschränkt sich seine Mitgliedschaft nicht aufs Uniformtragen: Am 1. November 1932 fliegt er von der Schule – bei einer Durchsuchung seines Spindes hatte man politisches Propagandamaterial entdeckt. Der Fall erregt Aufsehen und ist für die NS-Presse ein gefundenes Fressen: Ein Schüler wird wegen seiner politischen Gesinnung diskriminiert und verfolgt. Einflussreiche politische Kreise der «Bewegung», wie sich die österreichischen Nazis nennen, schalten sich sogleich ein und intervenieren beim Unterrichtsministerium, das Lehrerkollegium weigert sich, den Ausschluss zu bestätigen. Die Proteste zeigen Wirkung: Der Ausschluss wird in eine zeitlich begrenzte Strafversetzung an eine andere Schule umgewandelt.

Mein Grossvater geht trotz oder gerade wegen dieser ersten Bestrafung seinen Weg konsequent weiter – der Historiker Perz wird es später als «schrittweises Radikalisierungs- und Entgrenzungsphänomen» bezeichnen. Am 1. März 1933 tritt er der SA bei, der paramilitärischen Schlägertruppe der Nazis. Und auch nach dem Verbot der NSDAP mit all ihren Untergliederungen in Österreich macht er keinen Hehl aus seiner Gesinnung. Nein, vielmehr: Er wendet nun auch Gewalt an. «Im Zuge der Aufdeckung von Sprengstoffanschlägen», wie er schreibt, wird er im Juli 1933 endgültig aus der Traiskirchener Schule ausgeschlossen. Gerade 17 Jahre alt geworden, wird er schliesslich am 16. März 1934 im Bundesrealgymnasium Mödling während des Unterrichts verhaftet. Sein

Kommentar dazu: «Die Herausgabe einer illegalen Zeitschrift ‚Der Trommler konnte nicht nachgewiesen werden.»

Grossvater bricht nun alle Brücken hinter sich ab. Seinem folgenschweren Schritt widmet er lediglich drei dürre Worte: «Flucht ins Reich.» In Hitler-Deutschland sucht er sogleich Kontakt zu anderen NS-Anhängern, die nach dem Verbot der NSDAP ihr Land verlassen haben. Deren militanter Kern hat sich inzwischen zur «Österreichischen Legion» formiert; Grossvater tritt dieser überwiegend aus SA-Männern bestehenden Söldnertruppe, die sich für die Machtübernahme in Österreich vorbereiten will, am 4. April 1934 bei. Unter Hunderten von Bewerbern darf er als einer der wenigen Auserwählten von Juni bis Oktober die Legionsführerschule Schloss Reichersbrunn bei Bad Tölz besuchen. Nach deren Auflösung wechselt er zum Sonderbeauftragten der obersten SA-Führung in München.

Mittlerweile ist ihm der Weg zurück endgültig verwehrt: Laut Verordnungsblatt des österreichischen Unterrichtsministeriums vom 15. Oktober 1934 – «etwas verspätet!», wie er süffisant bemerkt – ist er aus sämtlichen öffentlichen und privaten Lehranstalten des Alpenstaates ausgeschlossen worden. Doch ohne Schulabschluss will er nicht bleiben: Am 1. Dezember 1934 wird er an der deutschen Aufbauschule in Gotha aufgenommen – ein schüchterner junger Mann, der «immer in Sepplhosen mit Hosenträgern herumliief», begeistert die Tanzstunde im Schulfestsaal aufsuchte und überhaupt «ein grosser Charmeur» war, in den «sich immer ein paar Mädels verliebt hatten». So zumindest in der Erinnerung seiner Mitschülerin Frau Bayer, der mein Grossvater «Leid tat, weil er so alleine in Deutschland war». Seinen Klassenkameraden sei er als «begeisterter Hitler-Anhänger aus Österreich» vorgestellt worden, «der nach Deutschland fliehen musste, weil er

in seiner Heimat verfolgt wurde». Was jedoch in Österreich «vorgefallen» war, daran konnte oder wollte sich Frau Bayer nicht entsinnen.

Auch in Thüringen macht mein Grossvater Karriere. Allerdings nicht mehr bei der SA, die nach dem verlorenen Machtkampf gegen die SS immer bedeutungsloser geworden war, sondern bei der Hitler-Jugend, die der Heranziehung willfähiger Vollstrecker der NS-Politik diente. Im Mai 1935 lässt er sich auf eigenen Antrag zur HJ «rücküberweisen», und in kurzer Zeit wird er erst Stellenleiter im Bann 95 (Gotha), dann stellvertretender Abteilungsleiter im Gebiet Thüringen, schliesslich, nach bestandenem Abitur, Abteilungsleiter für Grenz- und Ausland in der Gebietsführung Weimar. Im Sommer 1936 wird ihm die «Leitung eines Grenzeinsatzes von 1100 Jungen und Mädels» in Oberschlesien anvertraut. Vor allem in der Weimarer Zeit sei er «ein völlig überzeugter Nazi» gewesen, berichtet Frau Bayer, und er habe sein im April 1937 in Jena begonnenes Studium der Volkswirtschaft und Geschichte ziemlich vernachlässigt. Das habe sie ihm auch immer vorgehalten. Sein Wunsch, Schulführer zu werden, habe sich jedoch nicht erfüllt.

Zuvor haben sich allerdings die Weichen für sein Privatleben gestellt: Während eines Lehrgangs an der HJ-Führerschule Allstedt hat er im Herbst 1935 die Pfarrersfamilie Fritsch kennen gelernt. Seine künftige Schwiegermutter sei gleich «sehr begeistert» von ihm gewesen, erzählt Frau Bayer. Allerdings dauert es noch anderthalb Jahre, bis er in Weimar seine spätere Frau, meine Grossmutter, trifft. Ich muss schmunzeln, weil sich mir die Kaffeetafel bei Frau Bayer vergegenwärtigt. Als das Gespräch bei frisch gebackenem Pflaumenkuchen auf die Beziehung meiner Grosseltern kommt, wird die alte Dame immer einsilbiger. Sie habe sich stets gewundert, dass ihre Freundin Mimi einen jüngeren Mann ge-

heiratet hat. «Der war doch noch gar nichts», entfährt es ihr. Ich frage vorsichtig nach, wie Grossvater und sie denn zueinandergestanden hätten. Eine lange Pause. Dann ihre zögerliche Antwort: «Lothar brauchte einen Anlehnungspunkt ... Er war für mich wie ein kleiner Bruder ... Er war ein guter Freund von mir ...» Und plötzlich wird ihre Stimme schrill, der Satz klingt wie herausgepresst, sie spricht doppelt so schnell wie sonst: «Aber geheiratet hätte ich ihn nie!»

Mir stellt sich die Frage, wer damals wen nicht heiraten wollte.

Im Sommer 1938 verlässt Grossvater Mitteldeutschland und kehrt nach Österreich zurück. Nach dem begeistert begrüßten Einmarsch der deutschen Truppen am 12. März wehen nun auch in der «Ostmark» überall die Hakenkreuzfahnen. Er zieht, inzwischen verheiratet, nach Wien. Und wer amtiert in der altehrwürdigen Kaiserstadt als Gauleiter? Ein gewisser Odilo Globocnik. Grossvater arbeitet unter anderem als Geschäftsführer des Gauverbandes Wien des «Volksbundes für das Deutschtum im Ausland». Am 4. November 1939, zwei Monate nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, wird er zu den Totenkopf-Verbänden der SS einberufen. Sein Dienst besteht darin, als «Ortsbevollmächtigter WoI/3 Kostopol» die deutsche Minderheit in Wolhynien «heim ins Reich» zu führen. Das östlich des Bug gelegene Wolhynien, das heute zur Ukraine gehört, war nach der Besetzung und Aufteilung Polens im Oktober 1939 an die Sowjetunion gefallen. Die ersten Deutschen hatten sich 1816 in der von vielen Sümpfen durchzogenen Region angesiedelt: streng gläubige Mennoniten aus dem Danziger Raum, der Rheinpfalz und aus Württemberg. Vor allem in der Mitte des 19. Jahrhunderts folgten zahlreiche weitere Siedler den Anwerbungen örtlicher Grossgrundbesitzer, um unter härtesten Bedingungen das unwegsame Gebiet ur-

bar zu machen. Schätzungen zufolge lebten 1939 etwa 50- bis 60'000 Deutschstämmige im multikulturell geprägten Wolhynien.

Über keinen Lebensabschnitt meines Grossvaters bin ich so gut informiert wie über die Wintermonate 1939/40 – sein Buch über diese Zeit hatte ich vor vielen Jahren im Regal meines Vaters entdeckt. Im März 1999 habe ich übers Internet bei einem Münchener Antiquar ein eigenes Exemplar des 1941 im Potsdamer Voggenreiter-Verlag erschienenen Buches erstanden: sogar die Luxusausgabe mit Fotos. Sieben der Bilder stammen vom Verfasser, zwölf weitere von wem? Vom SS- und Polizeiführer Lublin, von Odilo Globocnik.

Es sei «wohl nicht allgemein bekannt», heisst es im Klappentext, «dass die Umsiedlungen der Jahre 1939 und 1940 grössere Menschenmassen bewegt haben als die Völkerwanderung». Umso wichtiger sei daher dieser «anschauliche, packende Tatsachenbericht» von Lothar von Seltmann, «der unerhörte Schwierigkeiten des Kampfes gegen Raum und Wetter mit seinen Schützlingen zu meistern hatte». So sei ein «wahrhaftes Dokument unserer grossen Zeit» entstanden und ein «Denkmal des Kampfes um den grossdeutschen Raum und seine Menschen». Den tieferen Sinn dieser Umsiedlungsaktion, die am 16. November 1939 in Moskau zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich vertraglich geregelt wurde, verrät der SS-Standartenführer Horst Hoffmeyer im Vorwort: «getreueste Gefolgsmänner des Führers» zu bekommen. Das ist den Nazis wahrlich gelungen: Mehr als 300'000 so genannte Volksdeutsche aus den eroberten Ländern oder den Satellitenstaaten wurden Mitglieder der SS; die wenigsten von ihnen zwangsweise.

Wes Geistes Kind mein Grossvater ist, zeigt sein Eintrag vom 7. Februar 1940 über das Städtchen Hrubieszów: «Es ist

gerade Markttag. Die Strassen und Plätze sind voll von Menschen. Nichtjuden sind nur sehr vereinzelt anzutreffen. Sie tragen eine deutsche Uniform. Alles andere ist durch die weisse Armbinde mit dem blauen Stern als Jude kenntlich gemacht. Die ostjüdischen Städte gleichen einander aufs Haar. Überall die gleichen Ghettogesichter, der gleiche Dreck, die gleiche Trostlosigkeit.»

Grossvater hat sich bei der Wolhynien-Aktion bewährt. Am 12. Februar 1940 erhält er in Berlin «das vom Führer gestiftete «Ehrenzeichen für deutsche Volkspflege' überreicht» – «mit Stolz und Freude tragen wir Männer vom Russlandeneinsatz das rote Ordensband».

Offensichtlich ist auch Odilo Globocnik mit Grossvaters Arbeit zufrieden, denn er behält ihn bei sich im Generalgouvernement, jenem Teil Polens, der nicht dem Deutschen Reich ein verleibt worden war, in dem jedoch die deutschen Besatzer ein besonders hartes Terror-Regime gegen Polen und Juden eingerichtet hatten. Im Sommer 1940 wird Grossvater «Stabsleiter der Umsiedlungsaktion Staffel-Ost (Cholmer und Lubliner Land)», am 15. August Beauftragter der Volksdeutschen Mittelstelle beim SS- und Polizeiführer Lublin – bei: Odilo Globocnik. Beauftragt ist er mit dem Aufbau des volkspolitischen Referates – «Einleitung der Aktion zur Rückgewinnung polonisierten Deutschtums im Zamoscer Land», hat er in seinem Lebenslauf notiert. Ich stutze und greife zu meinen Notizen über das Gespräch mit Frau Bayer. Sie könne sich daran erinnern, dass Grossvater von der Partei nach Polen geschickt worden sei, hat sie mir erzählt. Über seine Aufgabe weiss sie auch sechs Jahrzehnte später noch genau Bescheid, die Nazi-Terminologie hat sich in ihrem Gedächtnis eingebrannt: «Wiedereindeutschung der verpolonisierten Deutschen».

Dem noch unaufhaltsamen Vormarsch der deutschen Ar-

meen nach Osten verdankt Grossvater im August 1941 einen weiteren Aufstieg. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion erweitert sich sein Arbeitsgebiet: Er wird «mit der Durchführung volkspolitischer Bestandsaufnahme sowie mit dem Aufbau der volksdeutschen Arbeit im Distrikt Galizien» beauftragt. Mit Wirkung vom 1. Februar 1942 wird er dann versetzt: Als Beauftragter des SS-Hauptamtes Volksdeutsche Mittelstelle wird er zum Höheren SS- und Polizeiführer im Generalgouvernement nach Krakau berufen. Sein letzter Eintrag im Lebenslauf: «Seit 1. 6. 42 im Stabe des SS- und Polizeiführers im Distrikt Krakau.» Abschliessend führt er seine «Ehrenzeichen» auf: «Ostmark-Medaille (20. November 1939), Medaille für deutsche Volkspflege (30. Juni 1940), Kriegsverdienstkreuz 2. Kl. (20. April 1941), Ehrenzeichen der Hitlerjugend (Nr. 74584).»

Sicher, kein Ruhmesblatt diese Laufbahn. Vor allem die Verwicklung in Sprengstoffanschläge nicht. Aber ist es nicht ein Zeichen der Jugend, dass man gelegentlich – wie es im Volksmund heisst – «übers Ziel hinausschiesst»? Dass man im Übereifer die falschen Mittel und Methoden wählt? Habe nicht auch ich – und das als Kriegsdienstverweigerer und Pazifist – am Bauzaun der atomaren Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf einen Stein gegen einen Wasserwerfer geworfen? Aus Wut und Verzweiflung. «Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein», kommt mir ein Bibelwort in den Sinn.

Und: Gab es nicht Hunderttausende anderer junger Menschen, die wie meine Grosseltern die Chancen der neuen Zeit nutzen und rasch Karriere machen wollten? Die das Gefühl vermittelt bekamen, gebraucht zu werden, die idealistisch gesinnt waren, begeisterungsfähig und ihre ganze Kraft in den Dienst der neuen Sache stellten? So wie auch Frau Bayer, die BDM-Führerin. Sie hat mir zu erklären versucht, warum sie

sich für den Nationalsozialismus begeistert hatte: Es sei die Verbindung aus «national» und «sozialistisch» gewesen. «Ich sah die Armut der Mitschüler», so die Arzttochter, «und dagegen wollte ich etwas tun. So wurde ich Sozialistin.» Die Spruchkammer bei der Entnazifizierung, bei der sie sich, wie sie mehrfach betont, freiwillig gemeldet hatte, habe ihre Argumente nachvollziehen können und sie ohne Berufsbeschränkung entlassen. Nach dem Krieg wurde sie Lehrerin an einer Schule für geistig-behinderte Kinder, in ihrem Bücherregal stehen sehr viele Bände, die sich mit dem Judentum beschäftigen. Zeichen eines schlechten Gewissens? Was hat sie mir alles nicht erzählt? «Wenn ich drüben geblieben wäre», räumt sie zumindest ein, «hätten mich die Sowjets sicher verhaftet.»

Und drittens: Die Volksdeutsche Mittelstelle (VoMi) – gewiss, sie unterstand seit 1936 der SS, aber offensichtlich ist sie für die Historiker so uninteressant, dass ihr in keinem Nachschlagewerk zur NS-Zeit mehr als ein paar Zeilen oder Absätze gewidmet wird. Das einzige Buch aus der Universitätsbibliothek Tübingen, in dem ich ausführlichere Informationen über die VoMi finde, ist in englischer Sprache verfasst und stammt von einem Wissenschaftler aus Lettland oder Litauen.

Ich greife zu einem weiteren Dokument, einem Abgangszeugnis der SS-Panzer-Grenadier-Schule Kienschlag, ausgestellt am 21. August 1944. Dem SS-Stand.Ju.d.Res. von Seltmann, Lothar, SS-Nr. 451426, wird darin bescheinigt, während des 12. Kriegs-Reserve-Junker-Lehrgangs vom 15. Mai 1944 bis 9. September 1944 die Gesamtpunktzahl 273 erreicht und somit die Schlussprüfung bestanden zu haben. Seine Noten sind allerdings eher durchwachsen, einzig in der «Weltanschaulichen Schulung» erhält er siebenmal die Höchstnote 7.

Der «Allgemeinen Beurteilung der Persönlichkeit» ist zu entnehmen, dass er von Beruf «SS-Führer» ist, verheiratet, Vater von zwei Jungen und drei Mädchen, dass seine wirtschaftlichen Verhältnisse «geordnet» sind. Als politische Betätigung sind «HJ, NSDAP seit 1.3.1938» aufgeführt, in der Rubrik militärischer Werdegang heisst es: «Waffen-SS seit 6.11.1939» und «SS-Uscha. 18.12.1943». Die Spalte «Feldzüge» bleibt leer, unter Auszeichnungen ist das Kriegsverdienstkreuz ohne Schwert (2. Klasse) erwähnt. Seine «Letzte Verwendung»: Gruppenführer, Waffengattung: Panzergrenadiere.

Dann folgt eine ausführliche Beurteilung des «v. S», der «eine mittelgrosse, schlanke Erscheinung mit durchschnittlichem körperlichem Leistungsvermögen» ist, der sich in Auftreten und Haltung «bemüht», straff und soldatisch zu erscheinen, der bei «aufgeschlossenem Wesen» einen «charakterlich zuverlässigen Eindruck» macht und der höflich, einsatzbereit und pflichtbewusst erscheint. Bei einem «empfindlichen Ehrgefühl», schliesst der erste Absatz, zeige sich sein Selbstbewusstsein und Geltungsbedürfnis «ausgeprägt entwickelt».

In den folgenden Abschnitten wird das Bild, das ich mir von meinem Grossvater zurechtgemacht habe, augenscheinlich bestätigt: Er war ein Theoretiker, kein Praktiker. Ihm werden bei «idealistischem, nationalsozialistischem Denken» «überragende Kenntnisse, verbunden mit ausgeprägter Lehrbefähigung» bescheinigt. Seine gute Allgemeinbildung wird ebenso gelobt wie seine überdurchschnittliche Begabung, sein Fleiss, sein logisches Denkvermögen und seine Veranlagung zu «freier, überzeugender Rede». Im Truppendienst hingegen, kritisiert der Kommandeur, zeige v. S. «lückenhafte Kenntnisse und mangelnde Fronterfahrung». Es fehlten ihm noch «persönlicher Schwung, Truppenpraxis und sichere Befehlsgebung». Insgesamt, so das Fazit, liessen «seine guten

Anlagen» eine «erfolgreiche Weiterentwicklung» erwarten, so dass «seine Verwendung als Erzieher in der weltanschaulichen Schulung» vorgeschlagen wird.

Ein Pädagoge also. Und er hat seine Begabung an seine Kinder weitergegeben: Mein Vater und zwei seiner Schwestern sind Lehrer geworden.

Nein, ich bin mir sicher: Mein Grossvater war ein Schreibmensch, der mit seinem «Tagebuch vom Treck der Wolhyniendeutschen» seine schriftstellerische Begabung nachgewiesen hatte, ein Schöngest, ein Lehrer-Typ, der für die Verbreitung des Deutschtums im Generalgouvernement sorgte. Gewiss, er war seit jungen Jahren ein fanatischer Nationalsozialist, wahrscheinlich auch ein ausgewiesener Antisemit, schlimm genug, aber Blut klebte nicht an seinen Fingern. Meine ärgsten Befürchtungen, er sei womöglich Wachmann in einem Konzentrations- oder Vernichtungslager gewesen und aktiv an der Vernichtung von Juden beteiligt, werden in keinem meiner Dokumente bestätigt.

**Wien**

**Freitag, 18. Mai 2001**

«Unser Kaffeehaus», so hatte mir einmal während meiner Wiener Studentenzeiteiner der Oberkellner zugeraunt, «hat auch der Herr Hitler ästimiert.» Damals hatte ich kurzzeitig überlegt, das Sperl, das ich eben erst zu meinem Stammcafé erkoren hatte, künftig zu boykottieren. In einem Lokal zu verkehren, das vom Herrn Hitler und anderen Nazis geschätzt worden war, das konnte ich mit meinem politisch korrekten Gewissen nicht vereinbaren. Doch ein österreichischer Kommilitone gab mir zu bedenken, welches alteingesessene Wie-

ner Kaffeehaus ich dann überhaupt noch aufsuchen wolle, und so war ich dem Café Sperl seit mehr als einem Jahrzehnt treu geblieben. Und folglich war es für mich auch keine Frage, mich an diesem Ort mit meinem Gesprächspartner zu verabreden.

Weit vor der Zeit sitze ich nun im Sperl und bereite mich auf das Gespräch mit dem Historiker Bertrand Perz vor. Wir hatten in den vergangenen Wochen einige E-Mails ausgetauscht, und auf seine Empfehlung bin ich zu einer Podiumsdiskussion eingeladen worden, die am Sonntag in Klagenfurt stattfinden soll. «Schatten der Vergangenheit» lautet das Thema, und ich soll als Enkel eines NS-Täters über die Recherche nach meinem Grossvater berichten. Ich bin guter Dinge, denn ich freue mich, wieder in Wien zu sein, der Stadt meiner Vorfahren. Ausserdem hat mir der Veranstalter die Übernachtung in einem aussergewöhnlich komfortablen Hotelzimmer in der Mariahilferstrasse spendiert. Noch ahne ich nicht, dass ich dieses Hotelzimmer in der kommenden Nacht nicht zum Schlafen nutzen werde. Ich ahne nicht, dass ich stattdessen ruhelos von einer Kaschemme zur nächsten hetzen werde, dass ich zum ersten Mal nach langer Zeit wieder weinen werde, dass ich immer wieder ungläubig auf meinen Notizzettel starren werde, schreckensvolle Bilder vor Augen, dass mein Roman von der Realität überholt wird. Und dass ich den Historiker Bertrand Perz verfluchen werde, dass er sich ausgerechnet an meinen Vater gewandt hat und nicht an eines seiner Geschwister.

Bei einer obligatorischen Melange schaue ich mir noch einmal die Fotografien an, die mir Frau Bayer – mehr als ein halbes Jahr nach unserem Treffen – kurz vor meiner Abreise nach Österreich zugeschickt hat. Weil ich schon nicht mehr mit der Einlösung ihres Versprechens gerechnet hatte, habe ich mich umso mehr über die Fotos gefreut. Endlich kann ich

mir ein eigenes Bild von meinem Grossvater machen. Am deutlichsten ist er auf einem Foto zu erkennen, das Weihnachten 1943 aufgenommen wurde: Eine typische gutbürgerliche Familie einträchtig beieinander – «hier sind wir alle» hat er auf der Rückseite notiert. Grossvater hat zwei seiner Töchter auf dem Schoss, zwischen ihm und seiner Frau strampelt mein Vater. Grossvaters Mund ist offen, so als ob er dem Fotografen oder der Fotografin noch etwas Scherzhaftes zurufen würde. Das dunkle Haar ist dicht, die Ohren stehen etwas ab. Ich verweile lange bei seinen Augen, aber ich vermag seinen Blick nicht zu deuten. Ein Hauch von Melancholie? In seinem Gesicht ist nichts Hartes, Brutales, Skrupelloses oder Menschenverachtendes zu erkennen, eher im Gegenteil: Mein Grossvater macht einen feinsinnigen, fast weichen Eindruck – ein durchaus sympathischer Mensch. Das Einzige, was mich irritiert: Er hat selbst an Weihnachten seine SS-Uniform nicht abgelegt. Bertrand Perz, so hoffe ich, wird gewiss mein Bild von meinem Grossvater bestätigen und mir damit die letzten Reste meiner diffusen Schuldgefühle nehmen.

Als ich mir gerade die Frage stelle, ob mein Grossvater Weihnachten 1943 wirklich noch an die nationalsozialistische Weltanschauung geglaubt oder ob er nicht doch insgeheim längst Zweifel gehegt hat, steuert ein etwa 40-jähriger Mann meinen Tisch an. Es ist Bertrand Perz, der Historiker.

Wir kommen gleich zur Sache, und schon zu Anfang wartet er mit einer Überraschung auf: Mein Grossvater sei vermutlich am 2. Februar 1945 bei Murmansk gefallen, wie aus der Gaupersonalakte Wien und der Staatspolizeiakte hervorgehe. Das erscheint mir jedoch eher zweifelhaft, denn meinen Informationen aus dem Familienkreis zufolge soll er in der Nähe von Breslau vermisst sein. Nun gut, wir lassen die Frage offen und wenden uns den Dokumenten zu. Perz referiert den Le-

benslauf meines Grossvaters – im Wesentlichen deckt er sich mit den Angaben, die ich schon kenne. Neu und zugleich beruhigend ist für mich seine Bemerkung, dass die Einberufung meines Grossvaters zu den SS-Totenkopfverbänden im November 1939 «allgemein üblich» war und dass Grossvater den Status «GvH» erhalten habe: «Garnisonsverwendungsfähig Heimat», also nur bedingt «kriegsverwendungsfähig» war. In Lublin sei er für die Umsiedlung verantwortlich gewesen – «Fahndung nach deutschem Blut» notiere ich mir als Stichwort. Dann reicht mir Perz einen Stapel Kopien der zweisprachigen Zeitschrift «Kolonistenbriefe/Listy Kolonistow», für deren Inhalt sich wer verantwortlich zeichnet? Lothar von Seltmann. Herausgegeben wurden sie «im Auftrag des SS- und Polizeiführers im Distrikt Lublin vom Grenz- und volkspolitischen Amt in Zusammenarbeit mit der Abteilung Propaganda beim Chef des Distrikts Lublin».

«Deutscher Frühling im Zamoscer Land» lese ich als Überschrift, und als Unterzeile: «Der Sinn unserer Dorffeste». Und dann berichten «Einsatzmädel» aus Orten wie Antoniowka, Brody oder Sitaniec von weiss gedeckten Tafeln unter blühenden Obstbäumen, von Bergen von Weissbrot und grossen Tellern voll Wurst und kaltem Fleisch, vom vorzüglichen Rhabarbersaft, vom langen Zug der Kinder, die voller Eifer all die schon gelernten Spiele und Reigen wie «Zeigt her eure Füsschen» oder «Ringel, ringel reihe» aufführen, vom Herrn Obst und seinem Sohn, die auf der Geige die Tafelmusik machen, von den guten Onkels von der Polizei, die an jedes Kind eine Tüte mit Bonbons verteilen – «wie strahlten da die Kleinen!» –, von Stunden froher Gemeinschaft und von schönster deutscher Geselligkeit, von der Ehrenpforte mit dem so sauber geschriebenen Schild «Herzlich willkommen»,

vom Dorf Huszczka, dem es eine besondere Freude war, an seinem Dorffest den SS- und Polizeiführer im Distrikt Lublin, SS-Brigadeführer Odilo Globocnik, begrüßen zu dürfen und vom Hauptgefolgschaftsführer v. Seltmann, dem in Horyszów vom Einsatzmann Heuchel «das Wort» übergeben wurde zu «einer mit grosser Aufmerksamkeit verfolgten Ansprache über die Geschichte der deutschen Kolonisation im Kreis Zamosc und die grossen und schönen Fortschritte aller Kolonisierendörfer auf dem Weg, in Wort, Haltung und Leistung wieder ganz deutsch zu werden».

Der Hauptgefolgschaftsführer v. Seltmann aus Lublin war in jenen Tagen offensichtlich unaufhörlich im Einsatz, um «unter der Fahne» zu den «Deutschblütigen» zu sprechen. Nach Bialobrzegi beispielsweise konnte er wegen seiner zahlreichen Verpflichtungen erst «im Verlauf des Festes» kommen, «aber seine Worte wurden auch da noch mit innerer Anteilnahme aufgenommen, und mancher nahm sich dabei aufs Neue vor, durch seine Haltung und seine Arbeit seine Zugehörigkeit zum Deutschtum zu beweisen». Und «wenn nicht die Gäste hätten heimkehren müssen und auch auf die Dörfler häusliche Arbeiten gewartet hätten, feierten sie jetzt noch!».

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute – grauenhaft spiessig, unerträglich schwülstig und alles andere als eine journalistische Meisterleistung. Aber, mein Gott, gab es während des Dritten Reiches nicht wahrlich grössere Verbrechen als Volksreden in der Provinz zu halten und sich im eigenen Propagandapamphlet von Einsatzmädeln als Hans-Dampf-in-allen-Gassen loben zu lassen?

«Im Februar 1942 wurde Ihr Grossvater dann nach Krakau versetzt», höre ich Bertrand Perz sagen. «Einen Monat vor Beginn der Aktion Reinhard.»

Na bitte: Vor Beginn der Aktion Reinhard! Mein Grossvater hatte nichts mit der Judenvernichtung zu tun. Ich winke den Ober herbei und bestelle einen weissen Spritzer. Es gibt zwar keinen Grund, auf meinen Grossvater stolz zu sein, aber auch keinen, sich seinetwegen schuldig zu fühlen.

«Dann habe ich hier noch etwas ...» Perz reicht mir zögernd eine Kopie. «Das wird nicht sehr angenehm für Sie sein...»

Ich schaue mir das Blatt an und erschrecke. «Ja», sage ich, «das besitze ich auch. Aber ich habe es nicht einordnen können.»

Das Blatt ist ein Schreiben der Volksdeutschen Mittelstelle, Berlin, Keithstrasse 29, an das SS-Personalhauptamt Berlin-Charlottenburg, Wilmersdorferstr. 98, datiert vom 13. Juli 1943. Betrifft: SS-Schütze Lothar von Seltmann, Aktenzeichen: Rd/Ja -Pa.

«Der SS-Schütze Lothar von Seltmann, SS-Panzer-Grenadier Ers.Btl. Warschau, war vor seinem Einsatz bei der Truppe SS-Obersturmführer (F) im Hauptamt Volksdeutsche Mittelstelle und als Kulturreferent in der Dienststelle von SS-Obersturmbannführer Dr. Weibgen in Krakau eingesetzt. Mit Wirkung vom 22. 1. 43 wurde von Seltmann seines Fachführer-Dienstgrades enthoben und zur Truppe versetzt. Nach einer Auskunft des Kommandeurs des SS-Panzer-Grenadier Ers. Btl. Warschau fällt v. Seltmann unter die Bestimmungen, wonach Männer mit mindestens 5 Kindern nicht bei der kämpfenden Truppe Verwendung finden dürfen. Das Hauptamt Volksdeutsche Mittelstelle hatte seinerzeit v. Seltmann zum Truppeneinsatz gemeldet, um ihm einen Fronteinsatz zu ermöglichen. Da dies nach den bestehenden Bestimmungen nicht möglich ist, v. Seltmann andererseits in seinem früheren Tätigkeitsbereich noch nicht ersetzt werden konnte, bittet das

Hauptamt Volksdeutsche Mittelstelle die Rückversetzung von Seltmanns anzuordnen.

Heil Hitler! I. A. SS-Obersturmbannführer.»

(Unterschrift unleserlich.)

Mein Unbewusstes hatte mir offensichtlich einen Streich gespielt: Ich hatte dieses Schreiben, das Grossvater als Mitglied eines Panzer-Grenadier-Ersatz-Bataillons der SS auswies, völlig verdrängt. So tief verdrängt, dass ich es überhaupt nicht mehr wahrgenommen hatte. Meine Augen waren im Blick auf dieses Blatt buchstäblich mit Blindheit geschlagen. Auch an diesem Nachmittag, als ich alle Dokumente noch einmal durchsah, hatte ich ausgerechnet dieses Schreiben schlichtweg übersehen. Ein klassischer Fall von selektiver Wahrnehmung? Was befürchtete mein Unbewusstes? Was würde mich so Unangenehmes erwarten? Ich schaue Perz fragend an. Doch der Historiker, so scheint es mir, will mit der Wahrheit nicht herausrücken. Ausführlich referiert er über die Unterschiede zwischen der allgemeinen SS und der Waffen-SS, über Beförderungsbedingungen, militärische Ränge und die Hierarchie der Dienstgrade. Ich schreibe brav mit, aber eher mechanisch, pflichtbewusst. Es ist ja auch nicht uninteressant, dass der Rang eines Obersturmführers bei der SS dem eines Oberleutnants bei der Wehrmacht entspricht (obwohl ich keinerlei Ahnung habe, welche Befugnisse ein Oberleutnant hat) und dass mein Grossvater sich als Schütze bei der Waffen-SS erst mal bewähren und hochdienen musste (immerhin weiss ich von einem Kumpel, der bei der Bundeswehr war, dass «ein Schütze immer der Arsch» ist).

«Wissen Sie, womit das SS-Panzer-Grenadier-Ersatzbataillon in Warschau beauftragt war?»

«Keine Ahnung.»

«Aber Sie wissen, was im Frühjahr 1943 in Warschau geschah?»

Wie ein Blitz schlägt es in meinem Hirn ein. Das beruhigte Gewissen ist plötzlich einem jähen Entsetzen gewichen. Und mit einem Mal meldet sich auch jenes diffuse, längst bewältigt geglaubte Schuldgefühl wieder, das mich seit meiner Jugendzeit nicht mehr loslassen wollte. Natürlich weiss ich, was im Frühjahr 1943 in Warschau geschehen ist. Mit kaum einem Thema aus der NS-Zeit habe ich mich so intensiv beschäftigt wie mit dem Warschauer Ghetto. Und so ist mir natürlich bekannt, dass deutsche Einheiten am Montag, dem 19. April 1943, am Vorabend des jüdischen Pessachfestes, mit der endgültigen Auflösung des Ghettos begannen – und eine Überraschung erlebten: Sie stiessen zum ersten Mal auf organisierten jüdischen Widerstand. Vier Wochen tobten die erbitterten Kämpfe zwischen den ungleichen Gegnern, ehe der SS-Brigadeführer und Generalmajor der Polizei, Jürgen Stroop, am 16. Mai in einem Fernschreiben an den höheren SS- und Polizeiführer Ost, Friedrich Wilhelm Krüger (Krakau), den Abschluss der «Ghetto-Grossaktion» verkündete: «Das ehemalige jüdische Wohnviertel Warschau besteht nicht mehr. Mit der Sprengung der Warschauer Synagoge wurde die Grossaktion um 20.15 Uhr beendet. Gesamtzahl der erfassten und nachweislich vernichteten Juden beträgt insgesamt 56065.»

«Natürlich», antworte ich, bemüht, meine Fassung zu bewahren und mir meine Erschütterung nicht anmerken zu lassen, «die Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands.»

**Krakau**

**Montag, 20. August 2001**

Ich sitze im Singer, einem Kaffeehaus in Kazimierz, an einem Tisch mit einer alten Nähmaschine, einst Symbol für deutsche Wertarbeit, begehrt auf der ganzen Erde. Französische Chansons klingen durch den dunkel getäfelten Raum, Jacques Brel singt «Adieu Emile». Draussen wirbelt ein Sturm Staub und Papier auf, es donnert und blitzt, aber das Gewitter bringt keine Abkühlung. Vor mir steht eine Kerze, die im Luftzug ein flackerndes Licht in die vorzeitig hereingebrochene Dämmerung verbreitet. Ich beuge mich über ein Heft, das ich eben im Antiquariat im Jüdischen Kulturzentrum in der Meiselstrasse erstanden habe. «Deutscher Kalender im Generalgouvernement 1944» ist in fettroter Schrift unten auf der vergilbten Titelseite zu lesen, auf der Oberkante der Buchstaben läuft «die ewige Gestalt des säenden Bauern», wie im Heft erklärt wird. Der Untergrund des Titelblattes zeigt die erste Seite eines Auswandererpasses, der im Jahr 1784 vom Kaiserlich-Österreichischen Gesandten in Mainz für Galizien ausgestellt wurde. In Galizien, betont der Herausgeber des Kalenders, «ist es stets der deutsche Siedler gewesen, der in hartem Ringen und zähem Fleiss Wälder, Sümpfe und brachliegende Felder in fruchtbares Ackerland verwandelte und sich damit hier im Osten Heimatrecht erwarb». Und der Herausgeber schliesst mit dem Bekenntnis, das zugleich Aufruf ist: «Das ist Gleichnis und Verpflichtung für unsere Zeit!»

Der «Deutsche Kalender für das Generalgouvernement», erschienen im Verlag «Der Kolonist» in Krakau, wurde herausgegeben «im Auftrag des höheren SS- und Polizeiführers

im Generalgouvernement, Beauftragten des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums». Der Herausgeber ist namentlich genannt: Lothar von Seltmann, Volksdeutsche Mittelstelle, mein Grossvater.

Das Heft lag ganz oben auf einem Stapel alter Zeitungen, gleich neben dem Eingang, so als ob es auf mich gewartet hätte. Ich hatte es gleich aufgeschlagen, das Inhaltsverzeichnis überflogen und zwischen dem Geleitwort des Generalgouverneurs Hans Frank und dem «Sippenforschungs-Preisausschreiben» einen Artikel meines Grossvaters entdeckt: «Die alten Holzkirchen – Zeugnisse deutschen Kolonistentums». Ich las den Text, und jetzt war es endgültig um meine Fassung geschehen: Wieder einmal war ich, ohne es zu ahnen, an einen Ort gefahren, an dem mein Grossvater sechs Jahrzehnte zuvor bereits gewesen war, an einen Ort, von dem ich nie von allein auf die Idee gekommen wäre, ihn aufzusuchen: Sanok.

Wenige Tage zuvor war ich in Krakau eingetroffen, reichlich mitgenommen von einer verschleppten Sommergrippe. Obwohl es für mich kaum etwas Angenehmeres gibt, als an einem lauen Sommerabend am Rynek zu verweilen, einem der grössten und schönsten Stadtplätze Europas, sehnte ich mich doch nach Ruhe in der Natur. Krakauer Freunde schlugen mir vor, das Wochenende an einem Ort zu verbringen, von dem es hiess, dass es dort einen schönen Campingplatz mit Bungalows gebe, unmittelbar an einem Fluss gelegen, hoher Erholungswert. Wenn ich gewusst hätte, dass Sanok 220 Kilometer von Krakau entfernt liegt, im Grenzgebiet zur Ukraine und zur Slowakei, hätte ich mich nicht auf den Weg begeben. Aber ich wusste es nicht, und so verliefen die Tage anders, als ich sie mir ausgemalt hatte. Schon die Fahrt in einem überfüllten Linienbus, einer mobilen Sauna, dauerte den hal-

ben Tag, und der Campingplatz erwies sich als Freilichtmuseum zur Erinnerung an eine untergegangene geglaubte Lebenskultur. Die Bungalows in diesem Relikt sozialistischer Feriengestaltung waren hellhörige und stickige Nurdachhäuser, wie sie einst planmässig an den Wäldern und Seen zwischen Murmansk und Sotschi errichtet wurden, ein Service war nicht vorhanden, und die Speisekarte im nächstgelegenen Imbiss ermunterte lediglich dazu, endlich mit dem Abnehmen zu beginnen. Das einzige Interessante, das mir auffiel, waren verwitterte Holzkirchen, die weithin verstreut in der lieblichen Landschaft standen. Was hatte ich hier verloren?

Ich sollte es im Kellergewölbe des jüdischen Kulturzentrums erfahren: Es hatte mich eben wieder einmal auf die Spuren meines Grossvaters geführt – dieses Mal in das «Land vor den Karpaten, von der Skawa bis zum San», das «einst im Mittelalter», wie er behauptete, «ein deutscher Gau war». Wir hatten nahezu die gleiche Strecke zurückgelegt: Krakau – Bochnia – Tarnow – Debko – Krosno – Sanok.

Wie ist er damals unterwegs gewesen? Allein, im Dienstwagen mit Chauffeur oder mit der ganzen Familie? Hat er bei seiner Landpartie im Sommer 1942 oder 1943 Dienstliches und Privates, Angenehmes und Nützliches miteinander verbunden? Welche Kamera hat er benutzt? Wo hat er übernachtet? Hatte er Kontakt mit der Bevölkerung, den angeblichen Nachfahren der «Walddeschen», deren «deutsche Bauernkultur im Laufe der Generationen sprachlich und geistig durch ein anderes Volkstum überdeckt wurde»? Haben die Leute vor seiner Uniform strammgestanden? Haben sie ihn gefürchtet? «Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Stadt Sanok zerstört», lese ich später im Baedeker, «die jüdische Bevölkerung wurde ermordet.»

Das Gewitter hat immer noch nicht den erhofften Regen gebracht, im Singer ist die Luft zum Schneiden dick. Ich schäme mich, als Stasia, meine Dolmetscherin und Kollegin, in dem Kalender einen Artikel über Krakau liest. «Krakau – ein Stück mittelalterlichen Deutschlands» steht dort neben dem Kalendarium für den Januar geschrieben. «Wenn hier auch seit dem XIV. Jahrhundert bis zur Teilung Polens seine Könige gekrönt wurden und in der Kathedrale des Wawels, der alten Königsburg, ihren letzten Schlaf tun. Sie haben sich bewusst mit deutscher Kultur umgeben und auf Werken deutschen Geistes aufgebaut, weil ihr eigenes Volk ihnen keine zu bieten hatte», schreibt der Verfasser in holprigem Deutsch. Stasia, die in Krakau geboren und aufgewachsen ist, zuckt mit den Achseln, sie sagt auch nichts, als sie lesen muss: «Kein anderer Ort konnte würdiger sein, nach der Niederwerfung Polens Hauptstadt des Generalgouvernements zu werden, als gerade Krakau. Wie zu früherer Zeit, beginnt die Stadt heute bereits wieder Richtstrahler zu sein deutscher Kultur und deutschen Geistes nach dem Osten. Sie erfüllt damit ihre geschichtliche Sendung, von der sie durch den Dünkel polnischer Eigenstaatlichkeit episodenhaft abgelenkt worden war.»

Frau Lesniak kommt mir in den Sinn, die alte Frau, mit der wir am Nachmittag gesprochen hatten. Sie stand in der Einfahrt des Hauses in der Ulica Koscielna, in dem mein Vater geboren wurde, und fütterte ihre Katzen. Stasia ging zu ihr, sprach sie an und zeigte ihr Fotos von meinen Grosseltern, ich blieb am schmiedeeisernen Gartentor stehen. Ich sah, wie Frau Lesniak zunächst zögerte, dann mit dem Kopf nickte und zu erzählen begann. Stasia machte sich eifrig Notizen. Ich fotografierte das in den zwanziger Jahren erbaute Gebäude aus allen Richtungen, das Schild mit der Hausnummer, die üppig

wuchernden Pflanzen und Blumen im Garten, dann verschwand Frau Lesniak im Haus.

«Und?», frage ich Stasia, als sie zurückkehrt.

Sie schaut auf ihren Block und lächelt. «Frau Lesniak war fünf Jahre alt, als deine Grosseltern einzogen. Sie kann sich ein bisschen erinnern.»

Noch ehe Stasia dazu kommt, Näheres zu erläutern, eilt Frau Lesniak wieder zu uns, in der Hand zwei vergilbte Fotos. Wir begrüßen einander, sie sieht wesentlich älter aus als 64. Der blaue Frotteekittel ist zerschlissen, das Gesicht zerfurcht und der Mund fast zahnlos. Das Schicksal hat es offensichtlich nicht gut mit ihr gemeint. Aber sie lächelt, und es scheint sie zu freuen, aus ihrem Leben erzählen zu können. Sie redet so schnell, dass Stasia mit dem Übersetzen kaum nachkommt. In der ganzen Strasse hätten Deutsche gelebt, beginnt sie. Im Nachbarhaus links böse Menschen, vor denen hätten alle Angst gehabt. Aber die Deutschen in ihrem und den beiden anderen Häusern seien gut gewesen. Die Frau eines Offiziers, bei der ihre Mutter als Dienstmädchen arbeitete, habe heimlich polnische Partisanen und Widerständler unterstützt. Ihr Mann habe davon gewusst, aber nichts dagegen unternommen. Leider sei er wenige Kilometer von Krakau entfernt von Sowjetrussen erschossen worden. Sie zeigt die beiden Fotos. Ich bin etwas enttäuscht, weil ich gehofft habe, es sind Bilder mit meinen Grosseltern.

Auch ein anderer Offizier in der Strasse, ein Wiener, habe die Polen unterstützt, fährt sie fort. Trotzdem sei er nach dem Krieg vor ein polnisches Gericht gestellt worden, und obwohl viele ein gutes Wort für ihn eingelegt hätten, habe man ihn verurteilt.

«Und meine Grosseltern ...», unterbreche ich sie. «An was können Sie sich erinnern?»

«Nicht viel. Ich war damals fünf Jahre alt. Sie wohnten im

ersten Stock. Wir Kinder haben miteinander gespielt. Im Erdgeschoss lebte eine andere deutsche Familie, die hatten einen zwölfjährigen Sohn, aber den konnte ich nicht leiden, weil er mich immer geärgert hat.»

«Was waren meine Grosseltern für Menschen?»

«Sie waren gute Menschen. Einmal hat Ihre Grossmutter für uns ein Hochzeitskleid aus Deutschland mitgebracht.»

«Ein Hochzeitskleid?»

«Ja. Es war sehr guter Stoff. Den konnten wir bei uns nicht mehr kriegen, es waren ja schlechte Zeiten damals. Aus diesem Hochzeitskleid hat meine Mutter zwei Kommunionkleidchen genäht, für mich eins und für meine Schwester eins.»

«Und mein Grossvater?»

Sie zuckt mit den Achseln. «Das weiss ich nicht. Er war nicht oft zu Hause.»

Ich reiche ihr ein Foto, das Ostern 1943 aufgenommen wurde. Es zeigt eine Familienidylle an einem sonnigen, warmen Frühlingstag: Drei kleine Mädchen in weissen Kleidern und mit weissen Schleifen im Haar, einen Jungen in ebenso weissem Hemd und mit weisser kurzer Hose. Meine Grossmutter sitzt auf einer Gartenbank, sie ist ebenfalls in Weiss gekleidet. Mein Grossvater, der eine dunkle Uniform trägt, hat den Arm um die Schultern seiner hochschwangeren Frau gelegt. Sie alle beugen sich über etwas, das auf der Bank liegt, aber nicht zu erkennen ist; vielleicht ein Osternest. Am Ende der Bank steht ein mit Ornamenten verzierter Henkelkorb aus Bast, der Deckel ist verschlossen. Die Sträucher im Hintergrund tragen erste Blätter, aus einem Gartenbeet spriessen Krokusse.

«War das hier im Garten?»

«Ja», nickt Frau Lesniak, «dort an der Hausecke.»

«Erinnern Sie sich an noch etwas?»

«Nein, es ist schon so lange her ... Meine Mutter hätte Ihnen mehr erzählen können. Aber sie ist vor zehn Jahren gestorben.»

Ich erzähle ihr, dass ich vor zwölf Jahren schon einmal in der Ulica Koscielna gewesen bin, zusammen mit meinem Vater.

«Warum haben Sie nicht bei uns geläutet?»

Ja, warum hatten wir damals nicht einfach an einer Tür im Haus geklingelt? Fehlte uns der Mut? Hatten wir Angst? Oder war es uns nicht in den Sinn gekommen?

Ich bedanke mich bei Frau Lesniak und reiche ihr die Hand, sie lächelt und winkt uns nach. Als wir schon einige Schritte gegangen sind, ruft sie mir noch etwas hinterher: «Dobri!» Meine Grosseltern seien gute Menschen gewesen.

Abends im Singer klingt mir noch immer Frau Lesniaks «Dobri!» nach. Hatte sie es aus Höflichkeit gesagt, oder waren meine Grosseltern wirklich gute Menschen? Ich lehne mich zurück, schliesse die Augen und lausche dem Stimmengewirr. Das Café hat sich inzwischen gefüllt, am Nebentisch sitzt eine deutsch-polnische Familie, der Sohn lebt und arbeitet seit zwanzig Jahren im Westen der Bundesrepublik, seine Frau redet im rheinischen Singsang. Gegenüber hat eine Gruppe Amerikaner lautstark die Tische zusammengerückt, neben dem Eingang sind zwei Ehepaare ins Gespräch vertieft. Sie reden Hebräisch, ab und an fallen sie ins Deutsche. Polen, Deutsche, Amerikaner und Israelis, Juden, Katholiken und Protestanten einträchtig in einem Kaffeehaus versammelt – ein Stück Normalität im Krakau des Jahres 2001.

«Wahrscheinlich war Ihr Grossvater auch an der Räumung des Krakauer Ghettos beteiligt», hatte mir der Wiener Historiker Bertrand Perz im Mai gesagt. Beweise dafür habe er nicht, aber es sei zu vermuten.

**Lohmar**

**Montag, 1. Oktober 2001**

«Das gibt's doch nicht!» So lautet wohl der Satz, den ich bei meinen Recherchen nach Grossvater von Seltmann am meisten gebraucht habe.

«Das gibt's doch nicht!», entfährt es mir auch jetzt in diesem Wohnzimmer am Rande der rheinischen Kleinstadt Lohmar. Vor mir steht ein Karton, in dem ein wahrer Schatz verborgen liegt: Ungezählte Briefe meines Grossvaters an seine Eltern bzw. – nach dem Tod seines Vaters – an die Mutter. Der erste vom 6. November 1928 aus Traiskirchen, der letzte vom 6. Januar 1945 aus einem Ort, dessen Namen wir nicht entziffern können.

Wenige Wochen zuvor hatte ich allen Mut gefasst und die Geschwister meines Vaters über meine Recherchen informiert. Warum hatte ich so lange gezögert? Weil der Kontakt zwischen uns sehr lose ist? In den vergangenen zwanzig Jahren sind wir einander kaum begegnet. Weil mein Roman *Karlebachs Vermächtnis* nicht bei allen auf Begeisterung gestossen war? Ich hätte mit dem Buch «die Familienehre beschmutzt», war mir über Umwege zugetragen worden. Weil sich bei den wenigen Familientreffen, an denen ich teilnahm, der Eindruck verfestigt hatte: Über die Grosseltern wird nicht geredet? Immer wenn ich versuchte, das Gespräch auf sie zu lenken, wurde rasch das Thema gewechselt. Oder es wurde eilfertig versichert, man wisse nichts über sie. Die Grosseltern – ein Tabu? Einzig meine Patentante Ute, mit der ich mich im Frühjahr 1999 nach über 15 Jahren zum ersten Mal wieder über die üblichen Floskeln hinaus unterhalten hatte, schien sich mit dem Thema zu befassen.

Hatte ich Angst davor, ein Tabu zu brechen? Befürchtete ich, alte und tiefe Wunden aufzubrechen, vielleicht gar neue Wunden zu schlagen?

Wie würden sich meine Tanten und Onkel auf meine Bitte um Unterstützung verhalten? Würden sie mit Unverständnis oder Ablehnung reagieren? Würden sie mich angreifen oder gar beschimpfen? Würden sie überhaupt antworten?

Meine Besorgnisse sollten sich nicht bewahrheiten: Ich erhielt von allen eine Antwort. Einige schrieben mir sehr persönlich gehaltene Briefe, in denen sie ihre eigenen Ängste und Befürchtungen schildern, andere waren eher zurückhaltend. Eines wird jedoch deutlich: Alle Geschwister haben sich mit der Geschichte ihrer Eltern befasst, die einen mehr, die anderen weniger. Aber offensichtlich haben sie nicht oder nur kaum miteinander darüber geredet. Und alle Geschwister scheinen Erinnerungen an ihre Eltern zu besitzen: Dokumente, Briefe, Tagebücher, Grossvaters Buch – zum grossen Teil, ohne dass die anderen davon wissen. Alle versichern mir ihre Unterstützung, wenn auch gelegentlich mit Mahnungen versehen wie «Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort».

Insgesamt lassen sich drei Gruppen erkennen: Die beiden jüngsten Kinder stehen meinen Recherchen eher gelassen gegenüber. «Ich habe keinerlei Erinnerungen an meine Eltern, also kann auch kein Bild zerstört werden.» Zwei Töchter, vor allem meine Patentante Ute, finden meine Idee «ganz grossartig» und wünschen mir «viel Erfolg» bei meinen Forschungen. «Auch mich interessiert noch immer oder immer wieder brennend, was meine Eltern für Menschen waren.» Zwei jedoch, so mein Empfinden, stehen meiner Recherche eher skeptisch gegenüber. Beide zählen ausführlich auf, wer schon wo überall nachgeforscht hat, und sie verwenden sogar den

Begriff, als sie das Resultat mitteilen: Über ihren Vater sei nichts «Belastendes» bzw. nichts «gravierend Belastendes» gefunden worden. Meine «ärgsten Befürchtungen» entbehrten jeder Grundlage, es sei «ausgeschlossen», dass mein Grossvater an der Niederschlagung des Warschauer Ghetto-Aufstands teilgenommen habe. Ein Brief schliesst mit der Bemerkung: «Ich bin weit davon entfernt, ihm seine SS-Zugehörigkeit zum Vorwurf zu machen – und du solltest es auch nicht tun. Im Gegenteil: Ich habe grossen Respekt vor der ‚Lebensleistung‘ meines Vaters, der ja nur 28 Jahre alt geworden ist.»

Was nicht sein darf, das nicht sein kann?

Respekt vor der Lebensleistung eines SS-Mannes?

Ich bin doch etwas, nun ja, irritiert.

Meine Tante Ingrid hat andere Erkenntnisse. Sie hat sie mir am 5. September in ihrem Brief mitgeteilt, verbunden mit einer Einladung nach Lohmar. «Ich bin sicher, dass ich dir sogar ein bisschen helfen kann», schreibt sie. «Ich habe nämlich sämtliche (ich denke, dass es alle sind) Briefe von Vati an seine Eltern von den zwanziger Jahren an bis Januar 1945.»

Das ist die erste Überraschung.

Und die zweite folgt sogleich: «Und zu der Frage mit dem Warschauer Ghetto-Aufstand weiss ich, dass er zu der fraglichen Zeit in Warschau war (wie auch lange und oft vorher und hinterher).» Dann zitiert sie aus drei Briefen ihres Vaters. Am 16. März hat er geschrieben: «... und nun bin ich hier als Panzer-Grenadier in Warschau. Der Dienst ist sehr anstrengend und hart und lässt uns nur wenig Zeit zum Verschnaufen. Aber er macht uns widerstandsfähig und zäh – und das ist ja der Zweck allen Schliffes.»

Und am 13. Mai teilt er seiner Mutter mit: «Unsere Warschauer Zeit wird, so denke ich, nun wohl bald zu Ende gehen. Ich bin drob nicht böse, denn die Rekrutenzeit ist an sich

nichts Schönes.» Und jetzt der entscheidende Satz: «Zwar stehen wir seit Wochen in einer Einsatzaktion hier in Warschau selbst, die uns Gott sei Dank dem Rekrutenschliff entzieht – aber wirklich schön ist es erst, wenn man dann bei seinem endgültigen Truppenteil ist ...»

Wenn das kein Beweis ist ...

Noch einen dritten Brief aus Warschau zitiert meine Tante, datiert vom 19. Juni: «... Obzwar die meisten Kameraden meiner Kompanie schon in den Osten abgegangen sind, liege ich noch immer hier in Warschau, womit mich nur die Tatsache, dass ich so öfter nach Krakau zu den Meinen fahren kann, versöhnen vermag, an sich gefällt es mir hier nicht mehr und ich möchte brennend gern zu einer Feldeinheit. Der Kasernendienst mit all seiner Sturheit hängt mir schon mächtig zum Halse heraus!»

Handschriftlich fügt meine Tante ihrem Brief noch hinzu: «*Karlebachs Vermächtnis* hat mir einen gehörigen Schreck eingejagt. Da hatte ich aber Vatis Briefe noch nicht gelesen!»

Ist es dieser Zusatz, der mich mit einer gewissen Befangenheit ins Rheinland fahren lässt?

Meine Unsicherheit wird mir rasch genommen. Den ganzen Tag lang sichten wir die Briefe, bringen sie in eine chronologische Reihenfolge und versuchen, Grossvaters schwer lesbare Handschrift zu entziffern. Mehr und mehr arbeiten wir wie ein eingespieltes Team: Meine Tante und ihr Mann lesen vor, ich verzeichne jeden Brief mit Absendeort und -datum und hämmere Auszüge aus «Lottis» Briefen an die «herzensguten Eltern», den «innigst geliebten Papa» oder das «liebe Mutterl» in meinen Laptop. Wir erfahren, dass «demnächst» der Reichsführer SS nach Lublin kommen wird (27. Mai 1941), dass Grossvater am 16. Januar 1942 mit Globocnik gesprochen

und «hoffentlich» seine «Stellung gefestigt» hat («leider ist der Alkoholkonsum an diesen Abenden immer sehr reichlich und hochprozentig») und dass er seine Reise zu den Holzkirchen im San-Gebiet Ende Juli 1942 unternommen hat. Mit seiner Frau ist er «in reizvollster Gegend» in einem Dorf im Vorkarpatengebiet einquartiert, bei einem katholischen Pfarrer, «der eine grosse Wirtschaft hat und uns daher Leckereien bietet, die es sonst kaum mehr gibt».

Und noch einen Brief aus Warschau finden wir, abgeschickt am 6. Mai 1943: «Heut früh kam das ersehnte Telegramm, das mir die Geburt eines Jungen ankündigte und das mir sagte, dass Mutter und Sohn gesund seien. Ich bin darüber natürlich riesig glücklich und kann nur hoffen, dass Klein-Lothar und seine Mutti recht bald nach Hause kommen und Minni baldigst wieder ganz wohlauf ist. Hoffentlich ist es möglich, dass ich am Muttertag in Krakau sein kann. Dir, mein Muttel, danke ich für die lieben Kartengrüsse. Hoffentlich bist du gesund und kannst bald zu Minni nach Krakau kommen. Es wäre lieb, wenn wir uns dort treffen würden. Hier ist prächtigster Frühling. Leider haben wir einen Dienst, der uns eine tiefere Anteilnahme an der Entfaltung der Natur kaum gestattet. Umso wunderschöner waren die paar Osterurlaubstage. Es umarmt dich innigst dein Ältester.»

«Leider haben wir einen Dienst ...» Wärscht du doch Botaniker geworden und nicht Judenmörder! Dann hättest du Zeit gehabt, an der Entfaltung der Natur Anteil zu nehmen! Aber ich äussere meine Gedanken nicht.

Die Rückfahrt unterbreche ich bei meinen Eltern. Lohmar liegt nicht weit entfernt, nicht einmal eine Autostunde.

«Wusstest du, dass deine Schwester diese Briefe hat?», frage ich abends meinen Vater.

Er schüttelt den Kopf.

«Offensichtlich scheint ihr alle nicht zu wissen, was eure Geschwister von euren Eltern besitzen», sage ich.

Mein Vater steht kommentarlos auf, verlässt den Raum, ich höre ihn die Kellertreppe hinabsteigen. Wenige Minuten später kehrt er zurück, in der Hand eine Kladde, die ich zum ersten Mal sehe. Es ist ein Tagebuch seiner Mutter aus dem Jahr 1938.

## **Müsen**

**Samstag, 6. Mai 2003**

Der prominente Gast, der sich aus der Reichshauptstadt auf den Weg in die entlegene Provinz gemacht hat, blickt interessiert durch die runden Gläser seiner Nickelbrille. Selbstverständlich hat man ihm einen Platz in der ersten Reihe zugewiesen, das Ringelreihen, das er sich unbehindert anschauen kann, gefällt ihm. Er hat seinen Oberkörper nach vorne gebeugt, die Arme verschränkt, die Beine, die bis fast zu den Knien in schwarzen Stiefeln stecken, übereinandergeschlagen. Zwei Mädchen treten vor den Herrn mit dem dünnen Oberlippenbart und der mächtigen Schirmmütze, unter der sein rundlicher Kopf sehr klein wirkt. Schüchtern, zurückhaltend, stehen sie vor der mit vielen Abzeichen geschmückten Uniform, vielleicht sagen sie ein Gedicht auf. Der bedeutende Gast lächelt milde, die Pausbäckchen, die sich bilden, verleihen ihm etwas Gütiges, Väterliches, auch etwas leicht Trottelhaftes. Die beiden jungen Frauen, die den Gast links und rechts umrahmen, wirken angespannt. Es ist ja kein Wunder, dass sich ihre Hände um die Handtasche verkrampfen, wenn ein Herr über Leben und Tod neben ihnen sitzt. Der junge Mann in der HJ-Uniform hingegen, der übernächste in der Reihe, macht einen lockeren Eindruck.

Er lächelt, formt seine Lippen zu einem «Oh», stemmt den linken Arm in die Hüfte. Ist er den Umgang mit den Männern der Macht gewohnt? Später sucht der Gast aus Berlin das Gespräch mit den Besuchern des Festes. Er scheint ein humorvoller Mensch zu sein, es wird viel gelacht um ihn herum. Der Abschied naht, der Gast trägt schon seine Handschuhe in der linken Hand. Auch seine Entourage – Träger unterschiedlichster Uniformen – hat sich zum Aufbruch bereit gemacht. Und wieder lacht der Gast, aber diesmal ist er der Einzige. Die Leiterin des Kinderchors wirft ihren Kopf in den Nacken zurück, als ob sie sagen will: «Also bitte, Herr Reichsführer, diesmal sind Sie zu weit gegangen!» Aber ihre Lippen bleiben zu einem Strich zusammengepresst. Zwischen den beiden steht der Mann in der HJ-Uniform. Sein Bemühen um eine stramme Haltung ist ihm anzumerken, aber es will ihm nicht gelingen. Schultern und Arme hängen herunter, auch das eben noch energisch nach vorne geschobene Kinn ist erschlafft. Der Gast hat sich noch einmal zu ihm umgedreht und blickt ihn mit einem breiten, kindisch anmutenden Grinsen an. Ging der Scherz gerade auf seine Kosten?

Ich komme mir vor wie Kolumbus, der nach Indien wollte, aber in Amerika strandete und eine neue Welt entdeckte. Für die Theorie, dass die wahrhaft bahnbrechenden Entdeckungen und Erfindungen eher zufällig und unbeabsichtigt gemacht werden, gibt es eine Fülle von Beispielen. Meine Recherchen nach Grossvater Lothar von Seltmann erhärten diese Theorie. Bin ich nicht immer wieder, obwohl ich eigentlich etwas anderes im Sinn hatte, auf Spuren von ihm gestossen? Ob in Bonn, Krakau oder an diesem Pfingsttag in meinem Heimatdorf Müsen, aus dem ich vor fast zwei Jahrzehnten weggezogen bin: Das, was man «Zufall» nennt, kam mir zu Hilfe. Aber vielleicht sind diese zufälligen Begebenheiten auch gar nicht zufällig ...

Am Pfingstsonntag müssen mein fünfjähriger Sohn Paul und ich unsere Pläne ändern – der Fernseher meiner Eltern ist defekt, das Fussball-Länderspiel fällt aus. Treckerfahren, schlägt Paul vor, und ich gebe seinem Drängen nach. Manni, der Traktorbesitzer, bei dem wir unangemeldet erscheinen, nimmt sich die Zeit und holt den alten Kramer aus dem Schuppen.

«Ich wusste gar nicht, dass du wieder mal im Lande bist», werde ich von seiner Frau Christine begrüßt. Christine ist die Pflegeschwester meines Vaters, zehn Jahre jünger als er. Sie lebt mit ihrer Familie noch auf dem elterlichen Hof. Hier ist auch mein Vater aufgewachsen, der im August 1947 als Vollwaise aus Thüringen nach Müsen gekommen ist, hier habe ich als Kind Rotz und Wasser geheult, wenn mein Lieblingsschwein geschlachtet wurde, hier habe ich nach vollbrachter Heuernte unvergleichlich köstlichen Himbeersirup mit Eiswürfeln genossen.

«War ein sehr spontaner Entschluss», entschuldige ich mich.

«Hattest du nicht mal nach Bildern gefragt?»

«Was für Bilder?» Mit meinen Gedanken bin ich bei der Torte mit frischen roten Erdbeeren, die mir verführerisch entgegenleuchten.

Christine geht ins Haus und kehrt mit einem Stapel Fotoalben zurück. «Die habe ich jetzt beim Aufräumen auf dem Dachboden gefunden.»

Der Erdbeerkuchen bleibt unberührt.

Es müsse irgendwo noch Fotos mit Grossvater und dem Reichsführer SS Heinrich Himmler geben, hatte mir meine Tante Ute mehrfach gesagt. Sie könne sich zwar nur dunkel daran erinnern, aber sie sei sich ganz sicher. Wahrscheinlich befänden sie sich im Haus der Pflegeeltern meines Vaters, ich solle doch mal seine Pflegeschwester Christine fragen.

Mehrfach hatte ich Christine gefragt, ich hatte mich auch bei allen anderen Verwandten erkundigt. Von allen erhielt ich die gleiche Antwort: Nein, von Bildern mit Himmler und Grossvater sei ihnen nichts bekannt. Die Pflegemutter meines Vaters konnte ich nicht mehr fragen, sie ist vor mehr als zehn Jahren verstorben. Ich wusste zwar, dass sie bis zu ihrem Tode der braunen Ideologie anhing, weil es im Dorf nach Veröffentlichung von Wahlergebnissen stets hiess, eine der drei Stimmen für die NPD stamme von ihr – was sie aber, wie Christine später erzählte, bestritt: Ob man sie denn nie in Ruhe lassen könne. Ich kannte auch die im Ort kursierende Geschichte, sie habe bei Kriegsende eine regionale Nazi-Grösse im Heu versteckt und den Funktionär erst von ihrem Hof geschickt, als die Amerikaner mit der Beschiessung des gesamten Dorfes drohten. Und mein Vater hatte mir mal erzählt, dass bis weit nach Kriegsende am 20. April «Führers Geburtstag gefeiert» wurde. Aber Vaters Pflegemutter hatte nie über ihre Gesinnung geredet – ich selbst hatte sie auch nie darauf angesprochen.

Sollte es die Fotos mit Himmler und Grossvater tatsächlich geben? Sollten sie auf diesem Dachboden gelegen haben, nicht einmal einen halben Kilometer von meinem Elternhaus entfernt? Und ich war durch halb Europa gereist, um sie zu finden ...

Die Fotoalben – eine wahre Fundgrube, ein einzigartiges historisches Zeugnis. Mein Heimatdorf Müsen, das so beschaulich zwischen den dicht bewaldeten Hügeln des Siegerlandes eingebettet liegt, in dem es noch immer keine Durchgangsstrasse gibt, an dem die Nazizeit – schenkt man dem opulenten Bildband zur 900-Jahr-Feier des Ortes Glauben – spurlos vorübergezogen ist: Müsen – ein Meer aus Hakenkreuzfahnen und Uniformen. Mit SA-Schule und Exerzier-

platz. Junge Frauen mit Zopf oder Haarkranz, energisch blickende Männer – bekannte Gesichter, die ich als hoch angesehene und in Ehren ergraute Dorfbewohner in Erinnerung habe.

«Meinst du denn, dass aus dem Nazidorf jemand kommt?», hatte mich meine alte Grundschullehrerin gefragt, als ich im Nachbarort eine Lesung aus *Karlebachs Vermächtnis* hatte. – Sie sollte Recht behalten: Ausser der Verwandtschaft und einer zugezogenen Nachbarfamilie kam aus Müsen niemand.

Aber die wohl verdrängte und gerade eben doch so augenscheinlich gewordene Nazivergangenheit Müsens war die eine Sache, mich interessierte eine andere viel dringender: Wo sind die Fotos mit Grossvater und Himmler?

Ich schlage, schon ungeduldig geworden, das vorletzte Album auf und stosse auf eine leere Seite mit Resten von Klebstoff. Aha, hier hat sich mal ein grosses Foto im Querformat befunden. Ich halte das Album so gegen die Sonne, dass ich die mit Bleistift geschriebene Erläuterung entziffern kann. Und wieder einmal entfährt mir der Das-gibt's-doch-nicht!-Ausruf. «Reichsführer SS Heinrich Himmler in Horyczów am 20. Juli 1941.»

Horyczów?

20. Juli 1941?

«Demnächst wird der Reichsführer SS nach Lublin kommen?»

Und dann tut sich auf den folgenden Seiten eine Welt auf, die mir schon sehr vertraut ist – aus den Kolonistenbriefen. 25. Mai 1941 Sitaniec und Bialobrzegi, 1. Juni Ploskie, 2. Juni Rogozno und Huszczka. Kinder beim Ringelreihen, eine Kapelle im Schatten der Bäume, üppig gedeckte und festlich geschmückte Tische.

Und wen entdecke ich schliesslich neben Heinrich Himmler, dem so harmlos ausschauenden Mann mit der runden Brille, einem der grössten Verbrecher des NS-Regimes und

Drahtzieher der Judenvernichtung? Wer steckt in der Uniform des HJ-Funktionärs? Es besteht kein Zweifel: mein Grossvater.

Und nicht nur ihn spüre ich in diesem Album immer wieder auf. Auch meine Grossmutter. Und die Pflegemutter meines Vaters.

## **München**

**Mittwoch, 9. Juli 2003**

«Bist du eigentlich bescheuert?»

Die Frage, die schon viele an mich gerichtet haben, stelle ich mir inzwischen immer häufiger auch selbst. Ich bin wieder in Sachen Grossvater unterwegs, über 3'000 Kilometer werde ich diesmal zurücklegen (insgesamt sind es wohl um die 20'000). Wien, Graz, die Unibibliothek Tübingen waren schon meine Stationen, heute das Gespräch in München, noch ein Termin in Köln, dann will ich meine Recherchen fürs Erste beenden. Dann will ich einen – wenn vielleicht auch vorläufigen – Schlussstrich ziehen. Schlaflose Nächte, Albträume, psychosomatische Beschwerden aller Art haben ihre Spuren hinterlassen. Mir geht die Kraft aus.

Ja, bin ich eigentlich bescheuert?

Warum tue ich mir das überhaupt an?

Warum verbringe ich seit drei Jahren den grössten Teil meines Urlaubs nicht mit Sonnenbaden auf einer griechischen Insel, sondern mit dem Aufsuchen von Zeitzeugen, mit der Lektüre von Dokumenten und Fachbüchern, mit stundenlangen Verhandlungen mit den Sekretärinnen eines «Archivum Panstwowe», die ich mit eilig herbeigeschafften Pralinen und dem charmantesten Dauerlächeln davon überzeugen

muss, dass sie mich – bitte, bitte – doch zur Frau Direktorin vorlassen? Und nur um dann später zu erfahren, dass ich wieder einmal viel Zeit und Geld vergebens investiert habe.

Warum beschäftige ich mich unaufhörlich mit dem unrühmlichsten Kapitel der deutschen Geschichte?

Warum lasse ich nicht die Toten die Toten begraben, wie Jesus einmal sagte, und die Vergangenheit ruhen?

Warum rühre ich in diesem unappetitlichen braunen Schlamm und wühle dabei mich selbst und andere auf?

Weil ein Londoner Jude in Krakau meine latenten Schuldgefühle an die Oberfläche geholt hat?

Weil ich etwas wiedergutmachen will?

Weil ich, wie ein Kollege meint, ein Masochist bin?

Weil ich mich vom «schwarzen Schaf» der Familie abgrenzen will, wie eine Bekannte vermutet, und allen zeigen: «Seht her, welch guter Mensch ich bin!»

Weil ich von den dunklen Seiten in mir selbst ablenken will, wie jemand orakelt?

Weil ich, so eine Psychologiestudentin, diese Aufgabe stellvertretend für die gesamte Familie übernommen habe?

Ja, das ist die wichtigste Frage, die mich umtreibt: Warum gerade ich?

«Du gehörst zur dritten Generation», hatte mir meine Tante Ute einmal gesagt. «Du hast die nötige Distanz.» Sie habe mit ihren Nachforschungen aufhören müssen, weil irgendwann der Punkt erreicht war, an dem es ihr – als Tochter – zu nahe ging. Aber ich als Enkel könne diesen Punkt überschreiten und weiter gehen.

Aber: Warum nicht eines ihrer Kinder? Warum nicht mein Bruder oder meine Schwester? Oder einer der zahlreichen anderen Enkel meines Grossvaters? Es kommt mir wie ein Hohn vor, als ich beim Niederschreiben dieses Kapitels eine SMS von einem meiner Vettern bekomme:

«Herzliche Grüsse von der Costa de la Luz. Alles toll: Hotel, Erholung, Sport und Kultur.»

Wer oder was hat mir die Aufgabe übertragen, nach meinem Grossvater zu forschen?

Und dann die zweite grosse Frage: Wieso hat es mich – nichtsahnend – immer wieder an die Orte geführt, an denen Grossvater tätig war? Jedes Mal hatte ich erst hinterher entdeckt oder erfahren: Grossvater ist schon da gewesen. Ich kam mir vor wie beim Wettlauf von Hase und Igel.

Wien lässt sich erklären: Dort lebte meine Urgrossmutter bis zu ihrem Tod. Krakau auch: Hier wurde mein Vater geboren. Aber Prag, wo ich seit vielen Jahren Mitglied eines Stammtischs bin? Grossvater nahm dort im Herbst 1943 an einem mehrwöchigen Lehrgang teil, wurde hier im Januar 1944 wegen Nierenkoliken im SS-Lazarett Felsengrund behandelt. Und noch viel mehr: Die SS-Panzergrenadier-Schule Kienschlag, nach der ich lange vergeblich in deutschen Ortsverzeichnissen gesucht hatte, lag in Prosetschnitz, gleich hinter der Stadtgrenze von Prag. Dann Weimar, seit Jahren wie ein zweites Zuhause für mich. Siebenbürgen in Rumänien: In den achtziger Jahren, noch zu Zeiten Ceaucescus, bin ich regelmässig mit meinen DDR-Freunden in die Karpaten gereist, bestaunt als Exot aus dem Westen. 15 Jahre später wird mir berichtet, dass Grossvater 1938/39 längere Zeit dort zu tun hatte. Und Galizien, Lemberg, das heute ukrainische Lviv – für mich ein Mythos, seit ich mich mit der Geschichte der k. u. k. Monarchie beschäftige. Warschau. Zakopane in der Hohen Tatra, das schon im Sommer 1940 für Juden gesperrt wurde, damit sich die Deutschen «unbelästigt» erholen konnten. Die unfreiwillige Fahrt nach Sanok ...

Woher rührt mein Interesse für deutsche Minderheiten in Russland, Polen, Ungarn, Rumänien, der Ukraine usw.? Die

in abgelegenen Dörfern noch so leben und reden wie vor sechs Jahrzehnten, als man sie als «Volksdeutsche» «heim ins Reich» holen wollte und die nach dem Untergang des Tausendjährigen Reiches für die NS-Terrorherrschaft bitter büssen mussten.

Warum hat es mich nie nach Paris, Amsterdam oder London gezogen? Ist mein «Hang zum Osten», wie Freunde gelegentlich spotten, auch ein Erbe meines Grossvaters?

Fragen über Fragen, die mich in manchen Stunden mehr zermürben als die Ergebnisse meiner Recherchen.

Als ich wieder einmal nach einer Antwort suche, wird mir eine Psychoanalytikerin in München empfohlen. Sie beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der NS-Problematik und könne mir gewiss weiterhelfen.

München! Ausgerechnet München: Grossvaters erste Station in Nazi-Deutschland – ein Flüchtlingslager. Und seine letzte: Von hier aus ist er im Dezember 1944 in den Tod gezogen.

Thea Bauriedl, Jahrgang 1938, hört sich meine Geschichte geduldig an. Es sei völlig normal, was ich erlebe, sagt sie dann. In Bezug auf den Wunsch, wissen zu wollen, was wirklich geschah, bestehe häufig eine grosse Ambivalenz zwischen den Personen in den Familien der nachfolgenden Generationen: Die einen wollen wissen, was geschehen ist, die anderen nicht. Die einen stellen verzweifelte Fragen, die anderen wollen «die Toten ruhen lassen». Manchmal setze sich dann bei einem Familienmitglied der Wunsch durch, die Wahrheit zu kennen und die Geschichte auch der eigenen Vorfahren zu erforschen, während die anderen Familienmitglieder ihren Wunsch nach Aufklärung sozusagen an diesen einen delegiert haben und entweder selbst nichts dergleichen tun oder auch den «Nestbeschmutzer» ausschliessen.

Und diese Ambivalenz, dieses Einerseits-Andererseits, spiele sich auch in der Person des Fragenden ab: Ich will wissen, was los war – und zugleich habe ich Angst vor dem, was ich herausfinden könnte, Angst vor den Folgen meiner Entdeckungen, Angst, als Nestbeschmutzer zu gelten.

So weit, so gut. Das leuchtet mir ein. Und es ist mir ein Trost, dass es anderen ähnlich ergeht wie mir.

Aber: Warum gerade ich?

«Was hat Ihnen denn Ihr Vater erzählt?», fragt Thea Bau-riedl.

«Nichts. Er hatte ja selbst keine Ahnung.»

«Wirklich gar nichts? Denken Sie noch mal nach.»

Ich schaue an die Zimmerdecke, meine Gedanken wandern in die Kindheit zurück. Aber das Erste, was mir in den Sinn kommt, hat mit der Gegenwart zu tun: Habe ich mich überhaupt mal mit meinem Vater richtig über seine Eltern unterhalten? Gewiss, er hat mir von Beginn an seine Unterstützung versichert, er hat sich auch gelegentlich nach den Ergebnissen meiner Recherchen erkundigt, aber das waren bestenfalls Gespräche zwischen Tür und Angel. Wieso habe ich ihn nie gelöchert? Ich kann mich nicht erinnern, dass er von sich aus etwas erzählt hatte – aber auch hier: gefragt hatte ich nicht. Ich beschliesse, mich umgehend mit ihm zu einem Gespräch zu verabreden, gewissermassen ein offizielles Interview mit ihm zu führen.

Auch nach längerem Nachdenken wollen mir keine Szenen einfallen, in denen mein Vater etwas über seine Eltern erzählt hätte. Es sind eher Begebenheiten am Rande, die mir mehr und mehr in den Sinn kommen: Dass er, als ich Grossvaters Buch im Regal entdeckt hatte, nicht ohne Stolz bemerkte, ja, das habe sein Vater geschrieben, und dass er einige Bücher über die NS-Zeit besass. Eine zerlesene Ausgabe von Walter

Hofers «Der Nationalsozialismus» zum Beispiel, versehen mit seinen Anmerkungen und Unterstreichungen. Ich berichte Frau Bauriedl von unserer Krakau-Reise 1989, von der Bemerkung seiner Schwester Ute, er sei der Einzige unter den Geschwistern gewesen, der die Yad-Vashem-Dokumente sehen wollte. Und mir fällt auch wieder ein, dass wir uns damals gemeinsam die Serie «Holocaust» angeschaut hatten. Ach ja, und dass ich von ihm wusste, sein Vater sei vermutlich irgendwo in der Nähe von Breslau gefallen. Nichts Wichtiges, denke ich, Nebensächlichkeiten.

Frau Bauriedl zieht eine andere Schlussfolgerung: «Ihr Vater hat Ihnen – unbewusst – den Auftrag erteilt, nach seinem Vater zu forschen. Und Sie haben als sein Ältester diesen Auftrag übernommen. Sie haben gespürt: Da ist was nicht erledigt.»

Wie bitte?

Ja, alle diese scheinbaren Nebensächlichkeiten seien Hinweise darauf, dass sich mein Vater sehr wohl mit seinem Vater beschäftigt habe. Aber wieder diese Ambivalenz: «Er wollte wissen und zugleich doch nicht.» Der zeitliche Abstand sei für ihn zu gering gewesen, bei mir sei die Distanz grösser.

Aha, wie bei meiner Tante Ute. Aber die Frage bleibt: Warum ich und nicht mein Bruder oder meine Schwester?

«Weil Sie die Fähigkeit entwickelt haben, Fragen zu stellen.»

Nun ja, das stimmt: Fragen zu stellen, gehört zu meinem Beruf. Ich bin Journalist, bin chronisch neugierig, habe einen unstillbaren Wissensdurst. Ich habe das Handwerk der Recherche von der Pike auf gelernt. Und es macht mir sogar Spass.

«Und wie ist zu erklären, dass es mich nichtsahnend so oft

an die Orte meines Grossvaters geführt hat?», will ich nun wissen.

Wieder verblüfft mich Frau Bauriedls Antwort. Was wie eine «magische Angelegenheit» oder etwas «Übersinnliches» erscheine, sei ganz natürlich zu erklären: «Sie führen die Familientradition fort.»

Ich muss lachen. Diese Erklärung klingt mir doch ein bisschen banal.

«Überlegen Sie mal: Auch wenn jemand seine Eltern kaum kennt, gewisse Strukturen werden doch weitergegeben. Zum Beispiel, dass jemand gerne herumfährt.»

Thea Bauriedl hat Recht! Mein Grossvater war ein reise-freudiger Mensch, dauernd unterwegs, es hat ihn nie lange an einem Ort gehalten. Und meine Eltern? Ich begegne ihnen häufiger in irgendwelchen polnischen Beskidendörfern als zu Hause. Und ich? Ausser meinen zusammensteckbaren Bücherregalen und einem Schaukelstuhl besitze ich keine eigenen Möbel mehr, über zwanzig Mal bin ich umgezogen. Und weil ich beruflich bedingt ständig irgendwo in Mitteleuropa herumreise, ist es nun wirklich nichts Übernatürliches, in einem der Grossvater-Orte zu landen.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagt der Volksmund.

Die Bücher! Moment mal, welche Familientradition führe ich noch fort? Mein Grossvater war ein Büchernarr, mein Vater ist es und ich bin es auch. Grossvater hat ein Buch geschrieben, mein Vater eine ganze Reihe, bei mir sind es inzwischen vier. Grossvater wurde eine «ausgeprägte Lehrbefähigung» bescheinigt, mein Vater war Schulrektor, ich leite Fortbildungsseminare. Mein Vater soll unter den Geschwistern dem Vater am meisten ähneln, ich soll Grossvaters Charme geerbt haben. Grossvater war Journalist, ich bin es auch.

Grossvater soll die Büroarbeit gehasst haben und die Kaffeehäuser geliebt – nicht anders sein Enkel. Grossvater hat meinem Vater seinen Namen gegeben: Lothar. In meinem Pass steht dieser Name ebenfalls, im Pass meines Sohnes auch ...

Oh Gott, wenn es so viele Wesensähnlichkeiten gibt, hätte ich dann auch ...

Wie hätte ich mich im Dritten Reich verhalten?

Wie würde ich mich in irgendeiner anderen Diktatur verhalten?

Wäre ich auch zu Verbrechen fähig?

## **Ludwigsburg**

**Montag, 11. August 2003**

«I wills gar net wissen ... net so genau ...» Hinter mir ist das vergitterte Tor des Bundesarchivs in Ludwigsburg ins Schloss gefallen, das Lied des Wiener Sängers Kurt Ostbahn geht mir nicht mehr aus dem Kopf. «I wills gar net wissen ... net so genau.» In Ludwigsburg sind die Akten der ehemaligen «Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen» untergebracht. Aneinander gereiht ergeben sie eine Länge von rund einem Kilometer, wie der Archivmitarbeiter ungefragt mitteilt. Über 1,6 Millionen Karteikarten, mehr als eine halbe Million Blatt Fotokopien – «wenn hier nichts ist, dann ist auch nichts». Und er fügt mit Nachdruck hinzu, so als ob er den Besucher erst aufklären müsste, wo der sich befindet: «Es geht hier um Verbrechen! Um Mord und Totschlag!»

Nach knapp 1'500 Seiten in zehn Bänden zum Aktenzeichen 8 AR-Z 74/60 habe ich genug. «Aber Sie können doch jetzt nicht aufhören», mahnt der Herr über die Dokumente. «Es gibt noch 60 Bände!»

Mir reicht es trotzdem. Ich hatte ja eigentlich meine Recherchen schon beendet, meinen persönlichen Schlusstrich gezogen. Und überhaupt: Eigentlich hatte ich das Archiv gar nicht aufsuchen wollen. Eine der Schwestern meines Vaters hatte hier Ende der achtziger Jahre bereits drei Tage lang Prozessakten gelesen. Das habe sie so «erschüttert», berichtete sie mir, dass sie gefragt worden sei, warum sie sich das antue. Das Ergebnis ihrer Recherchen: «Keiner der Zeugen, die nach unserem Vater gefragt wurden, hat etwas gravierend Negatives sagen können.» Die meisten hätten ihn nicht gekannt, einige hätten nur gewusst, dass er bei der Volksdeutschen Mittelstelle tätig gewesen sei. Also: «Er war mit Sicherheit nicht bei dem Lubliner Kommando, das das Warschauer Ghetto aufgelöst hat.» Bei einem Treffen überreichte sie mir dann ihre Notizen, die ihre Angaben bestätigten und mein Gewissen beruhigten.

Aber irgendwas liess mir keinen Frieden. Immer wieder nahm ich mir vor, ein Schreiben nach Ludwigsburg zu verfassen, doch ich setzte mein Vorhaben nicht in die Tat um. Auch noch nicht, als mir meine Tante Ute im Frühjahr die Kopie einer Karteikarte aus Yad Vashem schickte mit der Angabe «Z/S Ludwigsburg 17.2.61, 8 AR-Z 74/60». Erst als ich eines Nachts in den Radionachrichten – um 4 Uhr 45 auf MDR Info – den Namen meines Grossvaters hörte, beantragte ich die Akteneinsicht. Warum war er in den Nachrichten erwähnt worden? Hätte ich doch genauer zugehört! Ging es um irgendein Verbrechen? Ich war schon dabei, zum Telefon zu greifen und beim Sender anzurufen, ehe es mir dämmerte: Das Radio läuft wirklich, aber du hast geträumt. Doch dieser Traum war so verflucht realistisch, dass ich die sonore Stimme des Nachrichtensprechers noch tagelang im Ohr hatte. Audition nennt man so etwas wohl, eine akustische Vision. So klar und deut-

lich wie das Bild, das sich knapp vier Jahre zuvor in der Krakauer Remuh-Synagoge vor meinem Auge aufgebaut hatte.

Schon auf der ersten Seite der Akte 74/60 wird ersichtlich, worum es geht. «Mit diesem Blatt beginnen Untersuchungen gegen die ehern. Angehörigen der Dienststelle des SS- und Polizeiführers in Lublin (Polen) wegen Mordes bzw. Beihilfe zum Mord.» Es handele sich bei der Behörde «zweifelsohne um diejenige Dienststelle der örtlichen NS-Verwaltungen in den Ostgebieten, in deren Bereich zahlenmässig die meisten Opfer der NS-Gewaltherrschaft zu verzeichnen sind.» Die beiden Hauptbeschuldigten seien nicht mehr am Leben; einer von ihnen ist Odilo Globocnik.

#### Aktion Reinhard!

Zwischen Schilderungen von Gräueltaten, dreisten Leugnungen, präpotent vorgetragenen Ahnungslosigkeiten, nüchternen Zahlenkolonnen, anonymen Anzeigen und der 30-seitigen Zeugenaussage eines Marcel Reichs, später bekannt geworden als «der Bücherpapst», stosse ich immer wieder auf Lothar von Seltmann. Das erste Mal auf Blatt 64 in einer Aufzählung von 108 «weiteren ehemaligen Angehörigen des SS- und Polizeiführers Lublin, die als Beschuldigte bzw. als Verdächtige in Betracht kommen, sich an den auf Blatt uff unter III geschilderten Straftaten beteiligt zu haben.» Ich blättere zurück. Auf diesen acht Seiten sind akribisch genau mit Ort, Datum und Zahl der Todesopfer die Massenerschiessungen und «Aussiedlungen» von Juden im Distrikt Lublin 1942/43 aufgeführt.

Auch das Dokument mit dem Datum, das auf der Jad-Vashem-Karte angegeben ist, finde ich. Der HJ-Gefolgschaftsführer Lothar von Seltmann steht auf einer Liste, in der diejenigen Mitglieder des Stabes Globocnik verzeichnet sind, die

aus Österreich stammen. Und sieh an: Der Klagenfurter Cafétier Ernst Lerch, mit dessen Lebensgeschichte ich seit der Theateraufführung im Mai 2001 wohlvertraut bin, ist ebenfalls aufgeführt. In einer weiteren Zusammenstellung wird Grossvater gemeinsam erwähnt mit einer Figur, die den Besuchern des Films «Schindlers Liste» wegen seiner Brutalität nachhaltig in Erinnerung geblieben ist: Amon Göth, SS-Untersturmführer beim SS PF Lublin, geb. am 11.12.1908 in Wien, SS-Hauptsturmführer seit 20.4.1944, hingerichtet am 13.9.1946 in Krakau, zuletzt Leiter des KZ Plaszów bei Krakau.

Im 8. Band, auf Blatt 1315, stosse ich schliesslich auf folgendes Schreiben an die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg:

«Beim Landesgericht Salzburg behängt gegen Lothar von Seltmann, geb. am 12.1.1917 in Wien ein Strafverfahren wegen §§ 5,134 STG.

Der Genannte steht in Verdacht, während der Kriegszeit in Polen als ehemaliger SS-Angehöriger im Stabe des früheren SS- und Polizeiführers Lublin, SS-Gruppenführer Odilo Globocnik, im Zuge der so genannten Aktion Reinhard Kriegsverbrechen gegenüber Juden begangen zu haben.

Es wird gebeten, vom Document Center Berlin, POB 742, US Force, die Personalunterlagen des Genannten in Photokopie beschaffen und dem Landgericht Salzburg übersenden zu wollen.

Die Republik Österreich, Justizverwaltung, ist zur Tragung allfälliger Kosten bereit.

Landesgericht Salzburg, Abt. II, am 15.12.1961.»

Was sich hinter «§§ 5,134 STG» verbirgt, erfahre ich im Antwortschreiben der Zentralstelle: Mord.

Also doch!

Oder vielleicht doch nicht?

Globocnik habe immer geschaut, dass sein Stab bei Erschiessungen dabei gewesen war, hatte Bertrand Perz gesagt. Der Wechsel von der «Ideologie zur Judenvernichtung» sei typisch gewesen.

«I wills gar net wissen ... net so genau ...»

«Ihr Vater ist durch zwei Verfahren wegen NS-Verbrechen hier bekannt geworden», hatte Ende März 1988 der Leitende Staatsanwalt in Ludwigsburg an meine Tante geschrieben. «Durchweg sind es nur Erwähnungen, da gegen ihn wegen der Todeserklärung nicht ermittelt wurde.»

Für tot erklärt wurde mein Grossvater, wie aus Blatt 1433 ersichtlich ist, laut Wehrmachtsauskunftsstelle am 27. Juli 1957 vom Amtsgericht Frankfurt/Main. Diesem Dokument ist eine weitere interessante Information zu entnehmen: Beim Document Center Berlin liegen 37 Blätter über Grossvater vor – weitaus am meisten von allen erwähnten Verdächtigen.

Ich raufe mir die Haare. Das Document Center, das heute ebenfalls zum Bundesarchiv gehört, war 1945 von der US-Armee gegründet worden und enthält das umfangreichste Material über das Personal des NS-Regimes. 400 Tonnen sollen es insgesamt sein. Auch hier habe ich mich nicht erkundigt – ich hatte mich auf die Mitteilung meines Onkels verlassen, dort sei nichts «Belastendes» zu finden. Ich bin wütend auf mich selbst. Den elementarsten Grundsatz der Recherche, alle Angaben nachzuprüfen, habe ich zum zweiten Mal nicht befolgt.

«I wills gar net wissen ... net so genau ...»

«Bekannt ist im Übrigen noch», so der Ludwigsburger Staatsanwalt in dem Schreiben an meine Tante weiter, «dass gegen Ihren Vater bei der Staatsanwaltschaft in Wien ein Verfahren wegen Judenverfolgung im damaligen Generalgouvernement anhängig gewesen ist. Nähere Erkenntnisse liegen insoweit jedoch nicht vor.»

Von diesem Verfahren besitze ich sogar das Aktenzeichen: 27 c Vr 852/62 Ur 151/62. Und ich habe auch dort nicht nachrecherchiert ...

Und dass ich das Schreiben über seine Zugehörigkeit zum SS-Panzer-Grenadier-Ersatz- und Ausbildungsbataillon in Warschau völlig verdrängt hatte, will ich mir immer noch nicht verzeihen. Schlampige Recherche! Über nichts habe ich mich bei meiner ausufernden Lektüre von Literatur über die NS-Zeit mehr geärgert als über Ungenauigkeiten und Fehler. (Der Ehrlichkeit halber sei hinzugefügt, dass ich bei jeder Entdeckung einer dieser Ungereimtheiten auch einen gewissen Stolz nicht verhehlen konnte.) Und mir ist nun mehrfach genau das passiert, was ich unbedingt vermeiden wollte: Nachlässigkeit um Nachlässigkeit. Ist meine Fähigkeit, Fragen zu stellen, doch nicht so ausgeprägt?

«I wills gar net wissen ... net so genau ...»

Vielleicht ist es diese Wut auf mich selbst, die mich trotz schweisstreibender Hitze und stickiger Luft noch einmal zu den Akten greifen lässt. Zumindest in diesen zehn Mappen möchte ich nichts Wichtiges übersehen haben. Und siehe da: Auf Blatt 1276 bleibe ich an dem Namen «Walter Bellwid» hängen, der am 5. Dezember 1961 vom Amtsgericht Ellwangen/Jagst befragt wird. 61 Jahre alt ist Bellwid zu diesem Zeitpunkt, Rentner. Bellwid? Der Name ist mir schon einmal begegnet – aber wo? Ich lese mich in seiner Befragung fest, in der es zunächst um die Räumung des Warschauer Ghettos von Juli bis Oktober 1942 geht, bei der über 300'000 Juden in den Tod geschickt wurden. Natürlich hat Bellwid von der Judenvernichtung nichts mitbekommen, weder in Lublin noch in Warschau. Er wisse zwar, dass in Lublin «ein kleines Ghetto» bestand, aber: «Dieses war zu unserer Überraschung eines Morgens weg.»

Weg! Über Nacht verschwunden! Einfach so! Die Nazis hatten also einen Vorgänger von David Copperfield in Diensten! Ich werde immer mehr zum Zyniker.

Bellwidt war Berufssoldat, Obersturmbannführer der Waffen-SS, 1941 nach Lublin gekommen («Den SS-Gruppenführer Globocnik habe ich in Lublin bei einem Kasinoabend einmal gesehen») und später nach Warschau versetzt worden. Als was? Als Kommandeur des Ersatz- und Ausbildungsbaillon der SS-Totenkopfdivision! Bellwidt hat meinen Grossvater ausgebildet!

Die Buchstaben rasen an meinen Augen vorbei: «Mein Btl. ist im Mai 1943 mit im Ghetto eingesetzt worden, und zwar mit Teilen ... Auftrag, mein Btl. für Räumungsmassnahmen im Ghetto bereitzustellen, da die Polizeikräfte nicht ausreichen würden ... gegen die Teilnahme meiner Einheit an diesem Einsatz gewehrt ... Ausbildungsziel nicht erreicht ... Ersatz für die Feldeinheit gefährdet ... Auf meine Einwendungen ordnete dann das SS-Führungshauptamt in Berlin an, dass ich für 3 Tage die Männer meiner Einheit zur Verfügung zu stellen hätte, die nicht Rekruten seien ... Situation änderte sich jedoch ... Gleich bei Beginn der Aktion Widerstand ... General Strop erklärte, er übernehme den gesamten Einsatz ... Für die Teile meines Btls. wurde ein Polizeimajor als Führer eingesetzt ...» Zum Schluss wäscht Bellwidt – hätte man etwas anderes erwarten können? – seine Hände in Unschuld. «Ich habe dann mit dem ganzen Einsatz nichts zu tun gehabt, ausser dass ein Teil meines Btls. daran beteiligt war.»

Und jetzt weiss ich plötzlich, woher ich seinen Namen kenne. Meine Hände zittern, als ich meine Vermutung überprüfe. Ich schlage das Buch auf «Das Dritte Reich und seine Vollstrecker: Die Liquidation von 500'000 Juden im Ghetto Warschau» von Josef Wulf, 1961 erstmals erschienen, 1978 als

Nachdruck veröffentlicht. Bellwidt heisst hier zwar «Bellwid» oder «Berwitt», aber es besteht kein Zweifel, dass es sich bei Bellwidt/Bellwid/Berwitt um ein und dieselbe Person handelt: den Kommandeur des SS-Totenkopfbataillons, dem auch mein Grossvater angehörte.

Habe ich damit den endgültigen Beweis, dass mein Grossvater an der Niederschlagung des Warschauer Ghetto-Aufstands teilgenommen hat? Ein seltsames Gefühl bemächtigt sich meiner, als ich auf einem Zettel meine Schlussfolgerungen notiere. Triumph, Scham und Ekel mischen sich, aber der Triumph behält die Oberhand. Ha! Ich habe mich nicht wieder von meinem Unbewussten in eine Falle locken lassen, diesmal habe ich sauber recherchiert. Und ich habe es allen gezeigt, die nicht wahrhaben wollen, dass Grossvater ein Verbrecher ist («Ich halte es für völlig ausgeschlossen, dass die SS Ausbildungseinheiten eingesetzt hat zur Niederschlagung des Warschauer Ghetto-Aufstands»). So muss es einem Jäger ergehen, der nach einer langen Jagd endlich den kapitalen Bock im Visier hat und nun den Finger am Abzug der Flinte hält, bereit zum entscheidenden Blattschuss ...

1. Der Leiter der Räumungsaktion, Jürgen Stroop, hat in seinem Bericht und bei den Vernehmungen jedes Mal das SS-Panzer-Grenadier-Ersatz- und Ausbildungsbataillon, Kommandeur Berwitt, unter den beteiligten Einheiten angegeben. Bereits am ersten Tag, also am 19. April und nicht erst im Mai, wie Bellwidt behauptet, wurden 400 Mitglieder dieses Bataillons eingesetzt. Ausserdem hat er mehrfach «Schneid, Mut und die Einsatzfreudigkeit» dieses Bataillons gewürdigt, obwohl «die Männer der Waffen-SS zum grössten Teil vor ihrem Einsatz nur eine 3- bis 4-wöchentliche Ausbildung hinter sich hatten».

2. Sein Adjutant Karl Kaleske hat am 20. Dezember 1945

vor der polnischen Militärkommission in Berlin «1'000 Soldaten und Offiziere von den SS-Panzergrenadieren unter Führung von SS-Obersturmbannführer Bellwid» erwähnt.

3. In den Listen der Gefallenen und Verwundeten sind zahlreiche Mitglieder dieses Bataillons aufgeführt.

4. Bellwidts Aussage, dass er vergeblich gegen den Einsatz von Ausbildungskräften protestiert hat.

Aber, versucht eine innere Stimme einen zaghaften Einspruch, wird denn nicht in allen Aussagen nur von «Teilen» des Bataillons gesprochen? Vielleicht gehörte ja Grossvater zu den «Teilen», die nicht eingesetzt wurden?

5. Grossvater selbst. Sein Brief an seine Mutter vom 6. Mai 1943, dem Tag nach der Geburt meines Vaters: «Hier ist prächtigster Frühling. Leider haben wir einen Dienst, der uns eine tiefere Anteilnahme an der Entfaltung der Natur kaum gestattet.»

Und plötzlich, so als ob mein Unbewusstes alle Fehlleistungen wieder gutmachen wolle, entsinne ich mich des Briefes meiner Tante Ingrid, den ich irgendwann irgendwo verlegt hatte. Ich eile zum Auto, durchwühle meine Unterlagen – und finde ihn. Grossvater am 13. Mai: «... seit Wochen in einer Einsatzaktion hier in Warschau selbst ...»

6. Laut meiner Tante Ute ist er in Yad Vashem unter den «Ghettomen» aufgeführt, also jenen Männern, die an der Niederschlagung beteiligt waren.

7. Alle Beteiligten der Aktion Reinhard, zu der auch die Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands gehörte, waren zu absolutem Stillschweigen verpflichtet worden. Nichts sollte an die Öffentlichkeit dringen. Sind die Worte meines Grossvaters nicht dennoch mehr als deutlich?

Oder vielleicht doch nicht?

Ich schliesse die Akten. Im Spiegel der Toilette erkenne ich mich kaum wieder. Du siehst aus wie dein eigener Grossvater, denke ich und erschauere über meinen Vergleich – **Grossvater ist niemals alt gewesen, er ist mit 28 gestorben.** Unendlich müde und erschöpft fühle ich mich, das Triumphgefühl ist längst verfliegen. Der Ausspruch eines Mitglieds des Lemberger Judenrates kreist in meinen Gedanken: «Wir tragen alle unseren Totenschein in der Tasche – es ist nur der Sterbetag noch nicht ausgefüllt.»

«I wills gar net wissen ... net so genau ...»

Es ist Schliesszeit, ich packe meine Sachen zusammen. Nein, morgen werde ich nicht wiederkommen und auch nicht übermorgen. Vielleicht später einmal, irgendwann. Ich schlendere durch den Benutzerraum zum Ausgang, das T-Shirt ist schweissgetränkt. Mein Blick fällt im Vorübergehen auf eine blaue Akte, die auf einem der Nachbartische liegt. Nein, das kann nicht sein, was ich dort auf der Titelseite unter dem Aktenzeichen 1 AR 106/1960 lese, das sind der Zufälle zu viel, jetzt wird es unglaublich, ja unheimlich: «Beschuldigter: Brunner, Alois, 8.4.1912, Tatort: Berlin, Wien u.a., wegen: Mordes.»

## **Swietoszó**

**Sonntag, 24. August 2003**

Zerfall wohin das Auge reicht, ringsumher Ruinen. Mehrstöckige Plattenbauten mit quadratischen Hohlräumen statt Fenstern, lange Reihen einstürzender Baracken, Ziegelgebäude, die nur nach aussen noch trutzig wirken – die Gänge im Inneren sind mit Schutt und Geröll übersät, in den Fussböden klaffen Löcher. Überall Betonmauern, Stacheldraht, Warnschilder. Um den Ort erstreckt sich eine schier endlose Wüste-

nei aus Sand und Staub. In den von Sonne und Wind ausgezehrten Boden haben Kettenfahrzeuge tiefe Furchen eingekert. Am Bahnhof hat die Natur ihr Terrain zurückerobert: Zwischen den Eisenbahnschienen sind mannshohe Birken gewachsen, die kopfsteingepflasterte Laderampe endet im Gestrüpp, wucherndes Buschwerk überdeckt mehr und mehr die wie hingewürfelt wirkenden Betontrümmer. Von der Fassade einer leer geräumten Bruchbude hat jemand die Mosaiksteinchen so herausgeschlagen, dass die Leerflächen Wörter in kyrillischer Schrift bilden. Im nahen Birkenwäldchen plötzlich offene Gräber, die Fassungen von Moos überzogen, Grabsteine liegen verstreut herum, nur wenige tragen noch eine Inschrift. Auf einem Stein, der bis auf wenige Zentimeter völlig im Erdboden versunken ist, lassen sich hebräische Schriftzeichen freikratzen.

Gespentisch, gruselig, über diesem Ort schwebt – einer Dunstglocke gleich – ein Fluch. Hier hält der Tod das Regiment, einzig die blühenden Heidekräuter künden von Leben, von der Hoffnung auf eine Zukunft. Swietoszów wirkt wie eine Geisterstadt, die nach abgeflauter Goldgräberstimmung wieder verlassen wurde. Oder doch nicht? Da eine Gardine hinter dem Fenster, dort eine Satellitenschüssel auf dem Balkon, zwei Frauen vor dem Lebensmittelladen, spielende Kinder auf einem Panzer, junge Männer in Uniform: Tatsächlich, in Swietoszów leben Menschen.

Zweieinhalbtausend polnische Soldaten seien hier stationiert, sagt Hauptmann Daub. Wir sind einander gerade eben begegnet, wieder einer dieser merkwürdigen Zufälle. Ich habe beim Vorbeifahren einen Wagen mit Bundeswehrkennzeichen entdeckt – im Hof vor einem der wenigen Gebäude mit renovierter Fassade, gleich neben dem Friedhof, dessen Gräber

rote Sterne, aber keine Namen tragen. Ich stoppe, die Tür des Hauses steht offen. Über das Gartentor hinweg, das mit einem der obligatorischen Warnschilder geschmückt ist, erkundige ich mich, ob jemand zu Hause sei. Ein junger Mann in Zivil tritt vor die Tür, kommt zögernd hinzu – und nach wenigen Worten wird uns beiden deutlich: Wir stammen aus derselben Gegend, aus dem Siegerland.

Dass ich mal von einem deutschen Reserveoffizier im Gästehaus eines polnischen Generals mit Kaffee bewirtet würde, gehört zu jenen Begebenheiten, die ich vor meinen Grossvater-Recherchen für ähnlich wahrscheinlich gehalten hätte wie eine Einladung zum Tee ins englische Königshaus. Aber mittlerweile empfinde ich solche zufälligen Zusammentreffen nicht mehr als ungewöhnlich, so dass ich jetzt ohne grössere Verwunderung die grossformatigen Schlachtengemälde an den Wänden des Empfangsraumes betrachte.

Hauptmann Daub ist seit vier Wochen in Swietoszów stationiert, um mit seinen Kameraden die polnischen Rekruten in die Technik der 128 Leopard 2-Panzer einzuführen, die von der Bundesrepublik im Herbst 2002 an Polen verkauft worden waren. Ich nutze die Gelegenheit, einem kompetenten Gesprächspartner gegenüberzusitzen, um endlich meine Wissensdefizite über militärische Belange auszugleichen, und erkundige mich nach den Aufgaben von Panzergrenadieren. Sie sind das Fussvolk, das die Panzerfahrer unterstützt, lerne ich. Je näher das Kampfgeschehen heranrückt, desto mehr müssen die Grenadiere ran. Bevor die Panzer beispielsweise in eine Ortschaft einrollen können, sind die Grenadiere schon drin und haben alles vorbereitet.

Aha, sagt mir mein Laienverstand, das so genannte Kanonenfutter. Hatte sich mein Grossvater freiwillig zu den Panzergrenadieren gemeldet?

Ob mir in Swietoszów die Gebäude aus Ziegelstein aufgefallen seien, fragt Daub irgendwann. Die stammten nämlich noch aus Zeiten der Wehrmacht.

Ja, Swietoszów, das von einem der grössten Truppenübungsplätze Europas umgeben ist, heisst nicht schon immer Swietoszów. Vor sechzig Jahren noch trug das Dorf einen deutschen Namen: Neuhammer am Queis. Ich habe nicht weit fahren müssen, um zu diesem entlegenen Ort in der niederschlesischen Heide zu gelangen, in dem bis 1992 das sowjetische Militär das Kommando hatte, in dem noch immer die Abschussrampen der SS-20-Raketen stehen, dem Äquivalent der Pershing 2, gegen die ich einst – «Frieden schaffen ohne Waffen» – demonstriert hatte, in dem gerade polnische Panzerkavalleristen den Ernstfall proben: In wenigen Wochen werden sie in den Irak verlegt. Seit knapp anderthalb Jahren lebe ich in Görlitz, der östlichsten Stadt Deutschlands, in jenem Teil Niederschlesiens, der westlich der «Oder-Neisse-Friedensgrenze» liegt. Ich habe mich auf den Weg nach Neuhammer gemacht, weil von hier das letzte schriftliche Lebenszeichen meines Grossvaters stammt – ein Brief vom 6. Januar 1945:

«Mein liebes Mutter, liebe Geschwister, in aller Eile schicke ich euch durch Frau Musinky viele liebe Grüsse und wiederhole nachträglich noch meine innigsten Neujahrswünsche! Heute kam Mutters feiner Brief vom 29.12., der mir eine grosse Freude machte. Erich habe ich leider noch immer nicht gesehen. Nur telefoniert haben wir mehrmals. Er scheint sehr viel zu tun zu haben.

Beiliegend schicke ich Mutti einen Programmführer. Der Rundfunk bringt immer so schöne Aufführungen. Mutti kann sie dann leicht anhand der Inhaltsangaben verfolgen. Die Weihnachtstage brachten mich um drei Freundinnen: Hanne Michel, Elfie Elberskirch und mein Prager Sommernachtsraum heirateten. Ja, man wird langsam alt und einsam! –

Na, die Freundschaft an sich bleibt ja, aber hoffentlich genügt das auch. – Halt, da macht wieder einer aus seinem Herzen eine Mördergrube!

Also Frau Musinky fährt in wenigen Minuten, drum schliesse ich mit innigsten Grüßen als Euer Lotti.»

Neuhammer/Swientoszów ist ein Garnisonsstandort mit Tradition und Kontinuität. Ob Polen, Sowjets, Nazis oder Preussen: sie alle drillten hier ihre Krieger. Den Nationalsozialisten diente die Einsamkeit noch für weitere Zwecke: Bereits kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs errichteten sie hier ein Kriegsgefangenenlager, das Stalag 308, in dem 20'000 Polen und Russen auf barbarische Weise umgebracht wurden. Auch das Konzentrationslager Gross-Rosen unterhielt in Neuhammer eine Aussenstelle. Und die SS nutzte die Einöde als Sammelstelle für verschiedene Einheiten und als Truppenübungsplatz.

Ein Foto vermittelt einen Eindruck von dieser Zeit. Es wurde 1941 von einem Militärlastwagen aus aufgenommen, der auf einer schnurgeraden, frisch geteerten Strasse fährt. Der Blick geht über die Kappen der Soldaten und die Läufe ihrer Gewehre hinweg und richtet sich auf eine Kaserne, die sich vor einem Wald erhebt. Auf dem Hauptgebäude, das ebenso wie die angrenzende Baracke in einem hellen Weiss erstrahlt, weht die Hakenkreuzflagge. Links der Strasse, die von Militärfahrzeugen aller Art befahren wird, stehen Strommasten, rechts, in Reih und Glied, Laternenpfähle. Ob der Rundfunk seine «so schönen Aufführungen» auch in diesen so gespenstisch seelenlosen Ort übertragen hat?

Seit wahrscheinlich kurz vor Weihnachten 1944 ist Grossvater in Neuhammer stationiert, am 2. Januar 1945 hat er die neue Feldpostnummer «59340 / VI» erhalten. Er gehört – wie sein Wiener Schwager Erich – zur 20. Waffen-Grenadier-Di-

vision der SS (estnische Nr. 1), die aus einer 1944 gegründeten estnischen Freiwilligen-Division hervorgegangen ist. Während seiner Ausbildung in München hatte er im November noch einmal Sonderurlaub für eine Reise nach Krakau bekommen, um nachzuschauen, ob vom Hausrat noch etwas übrig war. Er ist mit seiner Frau gereist, die bereits im Juni 1944 mit den fünf Kindern zu ihren Eltern nach Thüringen gezogen war – die Verhältnisse waren zu unsicher geworden, die sowjetischen Truppen bedrohlich nahe an Krakau heranmarschiert. Hat er meine Grossmutter, die anschliessend stolz an ihre Schwiegermutter schrieb, «Lotti ist richtiggehender Reserveoffizier», auf dieser Fahrt zum letzten Mal gesehen?

Wann meinen Vater, sein jüngstes Kind?

Im Herbst 1944 in Allstedt, nach erfolgreichem Abschluss der SS-Junkerschule Kienschlag in Prag? Grossvater sieht sehr erschöpft auf diesem Foto aus, fast Mitleid erregend, wesentlich älter als 27. Tiefe Furchen haben sich zwischen Nasenrücken und Mundwinkel in sein Gesicht eingegraben, unter den Augen zeichnen sich dunkle Ringe ab. Der kleine Lothar hat seinen Arm auf die Schulter des Vaters gelegt, seine Kinderhand bedeckt die SS-Rune am Uniformkragen. Grossvater versucht ein Lächeln. Aber es wirkt gezwungen, fast verkrampft, es hat einen Zug ins Wehmütige. Es scheint ein völlig anderer Mensch zu sein als auf der Aufnahme vom Sommer 1943 in Krakau, wo er – Sepplhosen tragend – auf dem Balkon Seifenblasen pustet. Liebevoll, entspannt, kindlich und heiter wirkt er hier. Vielleicht, weil er ausnahmsweise mal nicht in einer Uniform steckt? Wiederum ganz anders auf dem Bild, das im Juli 1940 in Lublin aufgenommen wurde: Ein widerlicher, ekliger Karrierist im Braunhemd mit Hakenkreuzbinde, kurze Lederhose, schwarzer Gürtel mit silberner Koppel, gestrickte Wollstrümpfe, auf dem Kopf die Kappe eines HJ-Füh-

rrers, unter der Nase ein Hitlerbärtchen. Sein Blick herausfordernd, provozierend. Ich empfinde es nicht als Kompliment, als eine Freundin beim Betrachten des Bildes bemerkt: «Du, das sind deine strammen Beine.»

Grossvater – ein Mann mit vielen Gesichtern. Hat er in einer dieser roten Ziegelsteinbauten in Neuhammer, die ich gerade durchstreife, auf seinen letzten Einsatz gewartet?

Was war Grossvater für ein Mensch?

Oft habe ich mir in den vergangenen Jahren diese Frage gestellt, sehr oft. Aber niemals war das Bedürfnis, ihn selbst zu fragen, mit ihm zu sprechen, so gross wie jetzt in diesem Ziegelbau, in dem herabhängende Deckenbalken den Weg durch die Gänge versperren. Doch mir bleiben nur die Worte derer, die ihm begegnet sind und die ihn – sechzig Jahre nach seinem Tod – nicht vergessen können:

«Ich habe ihn heiss geliebt. Er war so charismatisch, hatte eine tolle Ausstrahlung.»

«Er war ein sauberer Mensch, der nur wo hineingerissen wurde, der nur mitgelaufen ist.»

«Er war sehr einnehmend, eine Führernatur.»

«Lotti hatte den Spitznamen ‚Wasserfall‘, weil er gerne und viel geredet hat.»

«Er war immer freundlich, sehr liebenswürdig, ein charmanter Österreicher. Man konnte sich nicht vorstellen, mit ihm zu streiten.»

«Wir haben uns gemeinsam den Film ‚Frau meiner Träume‘ mit Marika Röck angeschaut. Und nachher sind wir Händchen haltend und singend vom Kino weg. Wie die Kinder.»

«Er war ein schwungvoller Tänzer und hat die Ballsaison sehr genossen. Aber singen konnte er nicht. Er hat eher gekrächt.»

«Ich will nicht sagen, dass er fremdgegangen ist. Aber er hatte immer nette Verhältnisse zu anderen Frauen. Seine Frau war sehr eifersüchtig.»

«Er hat mal gesagt: ‚Du kriegst einen Kuss.‘ – ‚Denkste!‘, hab ich gesagt. Und irgendwann macht er plötzlich die Tür auf und schnappt mich. Da hat er seinen Kuss gehabt.»

«Von seiner Arbeit hat er nie etwas erzählt. Zur Waffen-SS ist er ja erst, als sich niemand mehr aussuchen konnte, wo man hingestopft wurde.»

«Lothar war meist auswärts zu irgendwelchen Einsätzen unterwegs, denn er musste ja Geld für die Familie verdienen.»

«Er war ein begeisterungsfähiger, lieber Mensch, der sich von allem gleich hat mitreißen lassen. Ein Hans-Dampf-in-allem-Gassen.»

«Mir ist erinnerlich, dass sein Idealismus einen schweren Schock erlitt, als er den Auftrag hatte, Volksdeutsche aus dem südöstlichen Raum ‚heim ins Reich‘ zu begleiten, und merkte, dass von all den Versprechungen, die man den Menschen gemacht hatte, nichts gehalten wurde von den Machthabern.»

Swietoszów, Wojewodschaft Dolny Slask, seit 1945 nicht mehr im Osten Deutschlands, sondern im Westen Polens gelegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist im östlich der Neisse gelegenen Teil Niederschlesiens die Bevölkerung komplett ausgetauscht worden: Die Deutschen wurden vertrieben, in ihren Häusern wurden ebenfalls Vertriebene angesiedelt: Polen aus der Gegend um Lemberg, aus Ostgalizien, das nun von der Sowjetunion beherrscht wurde. Mein Grossvater hätte bei diesen «Umsiedlungen» oder «Aussiedlungen», wie auch immer das Verschieben von Menschen beschönigend genannt wurde, sicher seine Erfahrungen einbringen können. Das Ver-

schieben von Menschen – nichts anderes war über Jahre hinweg, in Lublin, Lemberg und Krakau, seine Tätigkeit gewesen: Juden raus, Polen raus, Deutsche rein. So könnte man, verkürzt und zugespitzt, die Aufgabe der Volksdeutschen Mittelstelle auf den Punkt bringen. Die VoMi war für das «Herrenvolk» zuständig, andere SS-Stellen für die «Untermenschen». Und auch wenn viele Aktivitäten der VoMi in dem bestanden, was man heute Sozialarbeit nennen würde, so dienten sie doch dem gleichen Ziel wie die anderer SS-Stellen: Eine neue Rassenordnung zu schaffen, in der für Juden gar kein Platz war und für Polen nur einer sehr weit unten.

Hat ein so «liebenswürdiger und charmanter Mensch» wie mein Grossvater beim Schaffen der neuen Rassenordnung Juden ermordet, Polen getötet? Zwei Mitglieder der Volksdeutschen Mittelstelle in Lemberg sind noch Mitte der siebziger Jahre von DDR-Gerichten zu langjährigen Haftstrafen verurteilt worden, weil sie zwischen März 1942 und Juni 1943 an der Deportation sowie an der Erschiessung «arbeitsunfähiger Juden des Ghettos Lemberg» mitgewirkt hatten.

War Grossvater ein Mörder?

Wie passt das zusammen: Als liebevoller Mensch freiwilliges Mitglied einer Organisation zu sein, über die es im Urteil des Internationalen Militärgerichtshofes der Siegermächte hiess: «Es ist unmöglich, auch nur einen Teil der SS auszuheben, der nicht an diesen verbrecherischen Handlungen teilnahm.» Gemeint sind: «Verfolgung und Ausrottung der Juden, Brutalitäten und Tötungen in den Konzentrationslagern, Übergriffe bei der Verwaltung besetzter Gebiete, die Durchführung des Zwangsarbeiterprogramms und die Misshandlung und Ermordung von Kriegsgefangenen.» Die VoMi bekommt im Urteil eine eigene Erwähnung: Gemeinsam mit

dem Rasse- und Siedlungshauptamt der SS war sie «bei der Durchführung von Germanisierungsplänen in den besetzten Gebieten tätig im Einklang mit den Rassegrundsätzen der Nazi-Partei» und «beteiligt an der Deportation von Juden und anderen Ausländern».

Ich würde ihn gerne selber fragen, ob er ein Mörder war. Aber er ist tot. Und so werde ich auf diese Frage keine Antwort bekommen. Und auch nicht auf die Fragen, ob sein Idealismus tatsächlich schon kurz nach der Wolhynien-Aktion einen «Schock» erlitten hatte, ob er ein schlechtes Gewissen hatte, ob er sich manchmal schuldig fühlte. Und warum er trotzdem immer weitergemacht hatte, immer weiter, bis er schliesslich bei einer SS-Division in Neuhammer gelandet war.

Gewiss habe er Schuldgefühle gehabt, hatte die Psychoanalytikerin Thea Bauriedl gesagt. So wie die allermeisten Nazitäter. Und weil er Schuldgefühle hatte, habe er weitergemacht. Jede Wiederholung, jede Steigerung von Taten habe auch dazu gedient, das Vorhergewesene zu legitimieren. Warum trete jemand nach, wenn der andere bereits am Boden liegt, obwohl das der menschlichen Natur widerspreche? Weil er «auf die eigenen Schuldgefühle drauf steigt». Die Spirale drehe sich dann immer weiter aufwärts, bis man gar nicht mehr aufhören könne.

Warum wollte mein Grossvater «brennend gern zu einer Feldeinheit», wie er im Juni 1943 aus Warschau schrieb? Waren seine Schuldgefühle so gross, dass er – unbewusst – vielleicht an der Front den Tod gesucht hat?

Wie ist er zu Tode gekommen?

Ist Grossvater in der Gegend um Neuhammer von «Polacken» erschossen worden?

Das sei die einzige Antwort gewesen, die er auf seine Fragen bekommen habe, hatte mir mein Vater erzählt: Grossvater sei in der Nähe von Breslau «polackischen Partisanen vor die

Flinte gelaufen». Im Haus seiner Pflegeeltern seien Polen immer nur als «Polacken» bezeichnet worden.

Stundenlang hatten mein Vater und ich uns unterhalten. Ich konnte mich nicht erinnern, mit ihm jemals so offen geredet zu haben. Lag es daran, dass wir einander beide nicht als Vater und Sohn gegenüber sass, sondern in die Rolle von Interviewpartnern geschlüpft waren? Hatte erst die Distanz dieses förmlich vereinbarten Frage-Antwort-Geschehens die Nähe hergestellt?

Ja, vermutlich habe er nach seinen Eltern gefragt, sagt er nach langem Überlegen. Aber er habe keine Antwort bekommen, sein Interesse sei wahrscheinlich «abgewürgt» worden – «das fragt man nicht». Sein Grossvater, der Herr Oberpfarrer, habe nichts erzählt, seine Grossmutter nicht, Onkel Erich in Wien nicht und seine Pflegemutter ebenfalls nicht. Er könne sich an kein Gespräch erinnern, in dem ihn jemand über seine Eltern informiert habe. «Die Eltern waren nicht mehr da, im Krieg geblieben beziehungsweise nachher gestorben – fertig.» Es habe ja viele Kriegswaisen damals gegeben, Halbweisen und Vollweisen. «Und wir waren eben welche, bei denen beide Eltern tot waren – ein paar arme Waisenkinder.» Ja, und irgendwann habe er wohl keine Fragen mehr gestellt.

Aber auch hier: Je länger wir reden, desto mehr «taucht wieder auf», wie er sagt: Dass ihm im Alter von elf oder zwölf Jahren bewusst wurde: «Ich lebe, wo ich gar nicht hingehöre», dass er später heimlich im Tagebuch seiner Mutter las («Ich weiss nicht, wo ich das herhatte») und es im Pferdestall versteckte, dass ihn der Holocaust mit «durchaus mehr als dem normalen geschichtlichen Interesse eines Lehrers» beschäftigte, dass ihm bei unserem Auschwitz-Besuch im Oktober 1989 eine «innere Unruhe» plagte, ob sein Vater auf ir-

gendwelchen Listen aufgeführt sei, dass er diese Unruhe schon zuvor beim Anschauen von Dokumentarfilmen verspürte, dass ihm der Gedanke, ob zwischen Krakau und Auschwitz, zwischen Lublin und Majdanek ein Zusammenhang bestehe, immer mal wieder «durch den Kopf geblitzt» sei – «aber: abgehakt und fertig». Insgesamt, so seine Bilanz, sei er aufgewachsen «losgelöst von einer Vorgeschichte».

Ob er sich vorstellen könne, mir vielleicht unbewusst aufgetragen zu haben, nach seinem Vater zu forschen?

Er selbst würde nicht nachfragen, antwortet er, aber seitdem ich nachfrage, ja, seitdem sei er «sehr interessiert». Ja, er wolle wissen, zu welchen Ergebnissen ich komme, auch, wenn ich etwas Schreckliches herausfände. Er habe ja kein Vaterbild, da könne also auch kein Bild zerstört werden. Und wenn jemand in die Nazizeit involviert sei, dann müsse man damit rechnen, dass unangenehme Dinge ans Tageslicht kämen. «Ich würde also nicht ... wie soll ich sagen? ... etwas pathetisch ausgedrückt ... daran zerbrechen.»

Als wir aufbrechen, sagt er noch etwas, was mich gerade in der Trostlosigkeit von Neuhammer/Swietoszów berührt. Vielleicht habe auch er «ein latentes schlechtes Gewissen», sinniert er, und fahre deshalb so oft nach Polen. Um polnische Jugendliche in deutscher Sprache zu unterrichten, um Kirchengemeinden mit Hilfsgütern zu unterstützen, um in Gottesdiensten die Botschaft von der Versöhnung zu verkündigen.

Hatte nicht die Psychoanalytikerin Thea Bauriedl auch von Versöhnung gesprochen? Mit Versöhnung hatte sie nicht gemeint, ich solle nicht mehr sehen, was mein Grossvater getan hat. Aber, so sagte sie, ich hätte vielleicht eine Chance, wenn ich versuchen würde zu verstehen, was in ihm vorgegangen ist. Nur aus diesem Verständnis – was nicht bedeutet, einverstanden zu sein! – erwächst aus ihrer Sicht die Möglichkeit,

darauf zu achten, wenn sich ähnliche Prozesse der Unterwerfung unter autoritäre Regime in der eigenen Person andeuten oder auch in der aktuellen politischen Umgebung abzeichnen. Schlusstriche seien immer der Anfang einer potentiellen Wiederholung des Gleichen. Ich könnte vielleicht in einen inneren Dialog mit dem Grossvater treten und ihm sagen: «Ich will aufpassen, dass ich in dieser Hinsicht nicht in deine Fussstapfen trete. Aber ich will auch verstehen, weshalb du dich auf die Seite der Gewalttäter gestellt hast. Ich verstehe es als meine Aufgabe, über solche Vorgänge aufzuklären, um Wiederholungen zu verhindern.» Vielleicht könnte ich auf diese Weise mit ihm in Kontakt kommen und doch anders sein, als er es war. Und es könnte sein, dass er – würde er heute noch leben – mir für diese Arbeit dankbar wäre.

Bin ich nach Görlitz gezogen, damit sich der Bogen schliesst? Damit ich in der Nähe des Ortes lebe, an dem er gestorben ist? Damit ich hier meinen Frieden mit ihm mache?

«Irgendwie habe ich dem Vater verziehen», hatte mir meine Tante Ute geschrieben. «Interessanterweise gerade zu dem Zeitpunkt, als mein eigener Sohn so alt war wie er damals...»

Es ist Sonntag, der Tag des Herrn, die Waffen in Neuhammer/Swietoszów schweigen. Ich habe den Ort hinter mir gelassen, stehe irgendwo mitten im Truppenübungsplatz auf einem Beobachtungspunkt und blicke in die weite Heidellandschaft. Ein schwerer Sommer neigt sich dem Ende zu, tief ziehende Wolken künden den Herbst an. Kein Laut ist zu hören.

Eine friedliche Stille? Eine gespenstische Stille? Grabesstille? Totenstille?

Hat Grossvater irgendwo da draussen in der niederschlesi-

schen Heide, wenige Kilometer von Görlitz entfernt, seinem Leben selber ein Ende gesetzt?

Ein gewisser Hang zur Schwermut und zum Selbstmord liege in der Seltmannschen Familie, hatten mir meine österreichischen Verwandten berichtet. Zwei Brüder meines Urgrossvaters hätten sich umgebracht, eine Schwester sei wahnsinnig geworden.

Grossvater hat am 28. Dezember 1933, kurz vor seinem 17. Geburtstag, versucht, sich zu erschiessen. Die Kugel trug er zeit seines Lebens mit sich herum, sie steckte in der Nähe der Lunge.

Seine Schwägerin Änne, die ihn im Dezember 1944 am Bahnhof München-Ost verabschiedete, hat seine letzten Worte noch heute im Ohr: «Eine Kugel hebe ich mir in meinem Revolver immer auf. Ich gehe nicht in russische Gefangenschaft.»

Als sich Grossvater und sein Schwager Erich einig waren, dass «alles aus» sei, und darüber beratschlagten, ob sie sich gefangen nehmen lassen sollen, habe er auf seine Waffe gezeigt und gesagt: «Ich nicht.»

Am 13. Februar 1945 soll Grossvater noch eine Feldpostkarte abgeschickt haben.

Am 13. oder 14. Februar hat er zum letzten Mal mit seinem Schwager telefoniert, wurde er zum letzten Mal von anderen gesehen. Er soll, seine Waffe bei sich tragend, alleine losgegangen sein.

Am 13. Februar wurde sein jüngster Sohn geboren, am 14. Februar jährte sich der Todestag seines «unvergesslichen und unvergleichlichen» Vaters, wie er kurz nach dessen Tod schrieb, zum dritten Mal.

Am 13. Februar wurde Neuhammer durch die 52. Armee und die 3. Armeepanzergarde der Roten Armee erobert. Die Sowjets richteten umgehend ein Gefangenenlager ein.

1958 und 1960 wurden bei Neuhammer riesige Massengräber entdeckt.

«Wir haben immer gehofft, dass er wiederkommt.»

«Ich habe lange Zeit geglaubt: Er hat doch überlebt.»

«Alle haben immer mit Tränen in den Augen von Lotti gesprochen.»

«Für seine Mutter war es ein Wahnsinn, als er nicht mehr da war.»

«Ich kann's nicht aushalten, wenn ich auf den Friedhof gehe und seinen Namen lese.»

Grossvaters sterbliche Überreste sind nie gefunden worden. Dennoch trägt ein Grabstein seinen Namen. Der Grabstein steht auf dem Wiener Zentralfriedhof Gruppe 21, Reihe 1, Nummer 15.

Ich bin nie dort gewesen.

Ich habe noch nicht meinen Frieden mit Grossvater gemacht.

Aber ich habe aufgehört, ihn zu hassen.

## *Nachwort*

**Wolfgang Benz**

**Schweigen, Verweigern, Bewältigen  
Vom Umgang mit nationalsozialistischer Vergangenheit**

**I.**

Zur Erfahrung einer Generation – es sind die heute über 50-Jährigen, die in den letzten Jahren des Dritten Reiches und danach geboren sind – gehört es, dass ihre Eltern das Gespräch über ein Thema verweigerten: den Nationalsozialismus. Nicht, dass sie alle Täter (im kriminellen oder moralischen Sinne) gewesen wären. Davon kann keine Rede sein. Die meisten Väter waren im Krieg gewesen, ganz egal, ob sie Nazis waren oder nicht, die Mütter waren von den unendlichen Sorgen des Alltags der Kriegs- und der Nachkriegszeit absorbiert, und sie behaupteten, auch wenn ihnen bei den Reden des «Führers» oder bei seinem Anblick gar Schauer der Ehrfurcht, der Hingabe, der Ergriffenheit über den Rücken gelaufen waren, vor 1945 wie nach dem Zusammenbruch des Hitler-Reichs, an Politik seien sie nicht interessiert gewesen und auch weiterhin nicht interessiert, das sei ja schliesslich Sache der Männer.

Und diese waren entweder in der inneren Emigration gewesen, hatten Hitler und die Nazis schon immer abgelehnt und verachtet, waren insgeheim auf der Seite des Widerstands engagiert und hatten das Ende des nationalsozialistischen Regimes lange herbeigesehnt. Das berührte ihre Überzeugung nicht, dass man dem Vaterland bis zum Äussersten dienen müsse, auch wenn Verbrecher an der Regierung waren. Und deshalb hatten sie zur Verteidigung des NS-Regimes bis zuletzt ihre patriotische Pflicht getan.

Die Täter, diejenigen also, die sich durch kriminelle Handlungen im Namen nationalsozialistischer Ideologie und Herrschaft schuldig gemacht hatten, sahen sich am wenigsten veranlasst, über ihr Tun im Dritten Reich zu reden. Wenn sie sich nicht durch Flucht der Verantwortung entziehen konnten, so trachteten sie danach, verborgen zu bleiben, versteckten sich, wechselten die Identität oder hofften dank des geringen Verfolgungseifers der Justiz – die nur das mangelnde Interesse der Gesellschaft an der Ahndung nationalsozialistischer Verbrechen spiegelte –, unerkant und unbehelligt zu bleiben.

Auch die anderen, die an den Nationalsozialismus geglaubt hatten – als Parteigenossen aus Überzeugung, aus Opportunismus, aus Feigheit – und die das Regime aktiv unterstützt hatten, schwiegen ab 1945. Sie machten sich und andere glauben, ihr Idealismus, der sie zu Hitler geführt habe, sei missbraucht worden, sie hätten immer nur das Gute gewollt, von den Verbrechen des Regimes nie etwas gewusst, und sie fühlten sich betrogen. Damit gab es nur noch Opfer.

Und aus wirklichen Opfern machte die Vorstellung Privilegierte. Dafür steht die Erfahrung eines in Stuttgart geborenen Juden, der dort vielfach Diskriminierung erfahren hatte, 1938 nach Polen deportiert worden und dann illegal nach Palästina entkommen war. In den sechziger Jahren reist Arnon Tamir in seine Geburtsstadt und besucht dort auch eine frühere Wohnungsnachbarin, die ihn mit Mühe erkennt.

«Und wie geht es Ihrer lieben Frau Mutter? Was wir hier durchgemacht haben, übersteigt jegliche Vorstellungskraft!» Jetzt ist sie hellwach und spricht mit absoluter Klarheit. «Die schrecklichen Bombenangriffe. Nacht für Nacht mit allen Nachbarn im Keller zu sitzen ... Ohne meinen Mann hätte ich die schreckliche Zeit nicht überstehen können. Stellen Sie sich

vor: Erst musste ich eine Nierenoperation über mich ergehen lassen, und dann hat man mir den halben Magen herausgenommen, und kaum hatte ich mich von dieser Operation erholt ... Bitte grüssen Sie Ihre verehrte Frau Mutter und richten Sie ihr aus, dass sie klug daran tat, rechtzeitig das Land zu verlassen. So blieben ihr all die Leiden erspart, die über uns kamen. Was haben wir durchgemacht, ... Ein Glück, dass Sie das Verlorene zurückerstattet bekommen. Für uns sorgt keiner.»

## II.

Es wurde zur Lebenslüge einer Generation, die zur Erklärung allen Übels immer auf eine kleine Gruppe von Bösewichtern um Hitler verwies, die für alles verantwortlich gewesen sei, die dem deutschen Volk Gewalt angetan habe, das nichts machen können gegen die verbrecherische Minderheit, die alle ins Unglück gestürzt habe. Die Lockungen nationalsozialistischer Ideologie waren so vergessen wie die Leiden derer, die aus rassistischen, politischen, religiösen und anderen Gründen verfolgt worden waren, an deren Ausgrenzung sich die Mehrheit beteiligt hatte: Juden und «Zigeuner», Kommunisten und Zeugen Jehovas, Polen und Angehörige anderer Völker, die offiziell als minderwertig galten und deren Versklavung und Vernichtung man gleichgültig hinnahm.

Wie die Lockungen vergessen und verdrängt waren, so wurde der Zwang und der Druck des Regimes zur Erklärung für alles beschworen, als habe der Terror von Anfang an bestanden und sei nicht erst durch die Begeisterung der einen und die Hinnahme der anderen ermöglicht, ausgedehnt und zum System verfestigt worden. Nach dem Zusammenbruch des Unrechtsregimes war man sich stillschweigend einig in

seiner Verurteilung und verwendete alle Kraft auf den Wiederaufbau des materiell Zertrümmerten, hatte wohl auch Mitleid mit sich selbst wegen des im Krieg Ertrittenen, wurde allmählich der Moralpredigten und der Hinweise auf deutsche Verbrechen durch die Alliierten überdrüssig, hatte aber auch legitimen Anlass, Kraft und Energie in soziale Probleme, die durch die Folgen des Luftkriegs, die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten und durch alle möglichen anderen Kriegsfolgen entstanden waren, zu investieren.

So entstand bei vielen die unausgesprochene Gewissheit, die Wiederaufbauleistungen der Nachkriegsjahre seien eine Art Sühne für das zuvor Geschehene. Die Generation, die ihren Kindern das Gespräch über die Jahre vor 1945 verweigerte, hatte mit dem Wirtschaftswunder in Westdeutschland, dem Aufbau einer antifaschistischen sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung in Ostdeutschland, der Integration der Heimatvertriebenen im Osten wie im Westen Taten vorzuweisen, die mit Stolz präsentiert wurden und die zur Legitimation gegenüber dem jeweils anderen, der im Zeichen des Kalten Krieges und seiner Sinn stiftenden neuen Ideologie als Feind wahrgenommen wurde, dienten.

### III.

In den drei Nachfolgestaaten des Dritten Reiches, in der Bundesrepublik, in der DDR, im wiedererstandenen Österreich, war diese kollektive Bewusstseinslage ähnlich. In ihrer Legitimation gingen die Nachkriegsländer verschiedene Wege. Österreich sah sich in seinem Selbstverständnis lange Zeit als erstes Opfer nationalsozialistischer Gewalt; das war der Reflexion über individuelle Anteile am Erfolg des Nationalsozialis-

mus abträglich, und es sollte Jahrzehnte dauern, bis die österreichische Gesellschaft auf die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit verwiesen wurde. Der Anlass war die Präsidentschaft Kurt Waldheims (1986-1992), die wegen seiner Tätigkeit im Zweiten Weltkrieg eine internationale Diskussion auslöste und das Land isolierte.

Während die Bundesrepublik, um Reputation und Anerkennung als demokratischer Staat zu gewinnen, unter beträchtlicher Nachhilfe durch die westliche Allianz früh das Problem der Entschädigung und Wiedergutmachung in Angriff nahm (das Luxemburger Abkommen datiert aus dem Jahr 1952), war die DDR nicht in der Lage, über die Kategorisierung des einschlägigen Personenkreises als «Opfer des Faschismus» hinaus die materiellen Schäden der nationalsozialistischen Herrschaft den Betroffenen gegenüber wesentlich zu lindern. Viele Opfer des Faschismus, die bescheidene finanzielle Leistungen erhielten, waren durch die Hierarchisierung der Erinnerung als aktive (kommunistische) Widerstandskämpfer und passive (jüdische u.a.) Opfer stigmatisiert.

Die Republik Österreich hat sich aus ihrem Selbstverständnis heraus lange Zeit der Würdigung mindestens der verfolgten Juden und der Forderung nach besonderer Fürsorge und Verantwortung gegenüber diesem Personenkreis als Opfer des Nationalsozialismus verweigert. In der Bundesrepublik rangierten die Leiden der Heimatvertriebenen, der Kriegsgefangenen, der Kriegerwitwen und Bombengeschädigten in der öffentlichen Erinnerung weit vor Juden, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuellen oder Opfern der NS-Justiz, die Verfolgung durch das Regime erlitten hatten.

Für die Legitimation der Nachfolgestaaten des Dritten Reiches hatte die Auseinandersetzung mit dem NS-Regime na-

türlich erhebliche Bedeutung. Die DDR als sozialistische Neugründung unter sowjetischem Protektorat berief sich auf die deutsche Revolution vom November 1918, die als abgebrochene Tradition aufgenommen und im Sinne des damals unterlegenen linken Flügels vollendet werden sollte. Die Bundesrepublik als parlamentarisch-demokratische Gründung unter westlichem Einfluss knüpfte dagegen an die Weimarer Republik an und suchte die Konstruktionsmängel von deren Verfassung und die konstitutionellen Schwächen ihres politischen Systems zu vermeiden. Im Mittelpunkt des westdeutschen Erinnerens stand daher der Untergang des Parlamentarismus in den letzten beiden Jahren der Weimarer Republik.

Österreich richtete den Blick auf den Ständestaat von 1934 als Anfang vom Ende und orientierte sich aus der Erfahrung der Unversöhnlichkeit der politischen Lager heraus am Ideal des Proporzes, der in der erneuerten Republik gesellschaftlichen Frieden und politische Aktionsfähigkeit stiften sollte. Nationalsozialismus wurde als Intervention von aussen verstanden, der man kein besonderes Augenmerk mehr widmen musste.

Die DDR koppelte sich von ihrer nationalsozialistischen Vorgeschichte ab, weil diese in ihrem Selbstverständnis als ideologisch entgegengesetzte Periode vor der Gründung des Staats nicht zur eigenen Geschichte gehörte. Die DDR verwies auf die BRD als Alleinerbin des Dritten Reiches und argumentierte im Kalten Krieg jahrzehntelang mit der Identität kapitalistischer und nationalsozialistischer Interessen. Die Koinzidenz von Kapitalismus und Nationalsozialismus fand man aus östlicher Perspektive im Weststaat in jeder Beziehung verkörpert; das wurde vielfach gebrandmarkt und diente der Abweisung des westlichen Modells ebenso wie der Selbstbestätigung als antifaschistischer Staat. Aus westlicher Sicht wurden

im Gegenzug Hitler und Stalin gleichgesetzt, um die Legitimation des Oststaats zu bestreiten. Der individuellen Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Vergangenheit waren diese Parameter weder in Österreich noch in der DDR noch in der Bundesrepublik dienlich.

#### IV.

Nur wenige Jahre nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches glaubten die meisten schon, das Problem der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus sei erledigt, zum einen durch die leidige Prozedur der «Entnazifizierung», zum anderen durch die grossen Prozesse der Alliierten in Nürnberg, in Dachau, in Hamburg, in Rastatt, in Berlin, in Strassburg, in Krakau usw. und zum Dritten durch Demokratisierungsanstrengungen, die als «Umerziehung» verstanden zähneknirschend akzeptiert wurden, weil kein Weg daran vorbeiführte.

Allen Deutschen war unabhängig von ihrer möglichen Verstrickung in Verbrechen des NS-Regimes ein Purgatorium verordnet: Die Entnazifizierung war von den Alliierten als politischer Reinigungsprozess konzipiert, der als individueller Beitrag zur Demokratisierung Vorbedingung der Rehabilitation Deutschlands sein sollte. In Potsdam hatten die Regierungschefs der drei Grossmächte im Sommer 1945 den persönlichen Rahmen der Entnazifizierung abgesteckt und dekretiert: «Alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben ... sind aus den öffentlichen oder halb öffentlichen Ämtern und von den verantwortlichen Posten in wichtigen Privatunternehmungen zu entfernen. Diese Personen müssen durch Personen ersetzt werden, welche nach ihren politischen und moralischen Ei-

genschaften fähig erscheinen, an der Entwicklung wahrhaft demokratischer Einrichtungen in Deutschland mitzuwirken.» Der Alliierte Kontrollrat in Berlin definierte im Januar 1946 dann den Personenkreis der zu Entnazifizierenden und erliess im Oktober 1946 Richtlinien für ganz Deutschland, nach denen die Kriegsverbrecher, Nationalsozialisten, Militaristen und Industriellen, die das NS-Regime gefördert hatten, bestraft beziehungsweise beurteilt werden sollten. Fünf Gruppen wurden unterschieden: «1. Hauptschuldige, 2. Belastete (Aktivisten, Militaristen und Nutzniesser), 3. Minderbelastete (Bewährungsgruppe), 4. Mitläufer, 5. Entlastete (Personen der vorstehenden Gruppen, welche vor einer Spruchkammer nachweisen können, dass sie nicht schuldig sind).» Vor der Untersuchung und Behandlung des jeweiligen Falles durch eine Art Gericht, die Spruchkammer, stand die Internierung der Person, falls sie zu den nach Rang und Funktion Wichtigen in Partei und Staat gehört hatte, in einem Lager.

Die Hauptschuldigen (Kategorie 1) wurden vor Gericht gestellt, sofern man ihrer habhaft wurde. Der Entnazifizierung im eigentlichen Sinne wurden die Angehörigen der Kategorien 2 bis 4 unterworfen. In der Praxis kam die politische Säuberung in jeder der vier Besatzungszonen auf andere Weise in Gang. Die Briten handhabten das Problem am laxesten, in der französischen Zone gab es regionale Unterschiede – in beiden Zonen wurde die Entnazifizierung pragmatisch betrieben, mit dem Ziel, die Funktionseleiten auszuwechseln.

In der östlichen Besatzungszone, der späteren DDR, wurde am konsequentesten entnazifiziert, dort war die Prozedur aber auch am schnellsten beendet, sie stand allerdings in engem Zusammenhang mit dem Umbau des ganzen Gesellschaftssystems, wie ihn die sowjetische Besatzungsmacht betrieb. NSDAP-Mitglieder, die mehr als nominell aktiv gewesen

waren, wurden mit Entlassung aus öffentlichen Ämtern und wichtigen Stellungen bestraft, zusätzlich mussten, je nach Kategorie, Arbeits-, Sach- und Geldleistungen erbracht, Kürzungen der Versorgungsbezüge, Einschränkungen der Versorgung hingenommen werden, und die politischen Bürgerrechte wurden ihnen entzogen. Auch nur nominelle Nazis («Mitläufer») durften nur nachrangig beschäftigt werden. Die letzte Phase der Entnazifizierung begann in der Ostzone im August 1947, als die sowjetische Militäradministration befahl, mit dem Ziel der Beendigung im Frühjahr 1948, die Rehabilitierung der Minderbelasteten zu betreiben. Das Ziel war mit der Räumung wichtiger Positionen im öffentlichen Dienst, der Industrie und Wirtschaft erreicht. Im Gegensatz zu den Westzonen blieben die Entlassungen auf zwei Gebieten auch endgültig wirksam. Die Innere Verwaltung war von ehemaligen Nationalsozialisten vollständig gesäubert worden, ebenso die Justiz. Dort hatte man 90 Prozent des Personals entlassen. Die Mühen, ganz neue Leute auszubilden, und die daraus entstehenden Engpässe nahm man bewusst in Kauf.

In der amerikanischen Besatzungszone erfolgte die Entnazifizierung mit dem stärksten moralischen Rigorismus und dem grössten bürokratischen Aufwand. Bereits 1945 mussten Fragebogen ausgefüllt werden, in denen auf 131 Positionen sämtliche Details der beruflichen und politischen Vergangenheit zu offenbaren waren. Bis zum Frühjahr 1946 lag die Durchführung der Entnazifizierung, das heisst Prüfung der Fragebogen, Entlassung bzw. Einleitung eines Spruchkammerverfahrens, in den Händen der Besatzungsmacht, dann wurden deutsche Stellen, die Befreiungsministerien der Länder, zuständig.

Auch in der US-Zone setzte sich bald das Rehabilitierungsstreben durch. Notwendigerweise musste die Entnazifizierung

ja ein Kompromiss zwischen Diskriminierung und Rehabilitation der Nazis sein: Der Aufbau einer demokratischen Gesellschaft wäre mit Millionen von Parias nicht möglich gewesen, war aber andererseits belastet durch das Bewusstsein, dass Funktionäre und Nutzniesser des NS-Staats ohne Sühne davonkamen. In der US-Zone wurde die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit freilich je länger desto grösser: 13 Millionen Fragebogen waren ausgefüllt worden, ein Drittel dieses Personenkreises war von der Entnazifizierung betroffen, etwa zehn Prozent wurden von einer Spruchkammer verurteilt, tatsächliche Strafen oder Nachteile von Dauer erlitt aber weniger als ein Prozent. Ärger gab es wegen des schleppenden Gangs der Verhandlungen, die Spruchkammern, Laiengerichte mit öffentlichen Klägern, waren überfordert, das Denunziantentum blühte, und die Nazis legten stapelweise bereitwillig ausgestellte «Persilscheine» vor, Bestätigungen von Nachbarn und Kollegen, von Pfarrern und anderen moralischen Autoritäten wie Verfolgten und Widerstandskämpfern, in denen ihre tadellose Haltung bescheinigt oder sonst irgendetwas Gutes über sie gesagt wurde.

Zahllose Einsprüche machten die Spruchkammern zu «Mitläuferfabriken», und besonders ungerecht war es, dass die harmlosen Fälle zuerst behandelt worden waren. Die einstigen Aktivisten der NSDAP warteten länger; als sie dann vor die Spruchkammern traten, wurde aber milder als am Beginn der Entnazifizierung geurteilt. Ab Frühjahr 1948 kam die politische Säuberung im Zeichen von Kaltem Krieg und Wiederaufbau auch in der US-Zone hastig zum Ende. Diskreditiert blieb das Verfahren in jedem Fall, auch deshalb, weil überall Fachleute durchkamen, die für bestimmte Funktionen unentbehrlich schienen. Von den meisten Zeitgenossen wurde der

von den Alliierten eingeleitete politische Säuberungsprozess aber schon im Grundsatz als Anmassung angesehen oder als Unrecht, als ungerechtfertigte Diffamierung, jedenfalls als missglückter Versuch, mit der Vergangenheit von 8,5 Millionen Deutschen, die Mitglied der NSDAP gewesen waren, abzurechnen.

#### V.

Mit der Entnazifizierung, die häufig mit der juristischen Ahndung von schuldhafter Mitwirkung an nationalsozialistischen Verbrechen verwechselt wurde, hielt die Mehrheit der Deutschen die leidige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus für abgetan. Sie ersehnte längst das Ende der Gefühle der Demütigung und Ohnmacht als Besiegte angesichts der Läuterungs- und Erziehungsstrategien der Alliierten.

Die heimliche Verweigerung gegenüber den Säuberungs- und Neuorientierungskonzepten der Alliierten steht als Entlastungsstrategie in engem Zusammenhang mit der Diskussion um Schuld und Verantwortung. Über Ansätze kam diese Diskussion im ersten Anlauf unmittelbar nach dem Ende des NS-Regimes freilich nie hinaus. Der angebliche Vorwurf einer deutschen Kollektivschuld wurde zur Metapher für alles Leid und Unrecht, das Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg in deren Empfindung geschah. Entsprechend energisch setzte man sich gegen solchen Vorwurf zur Wehr. Nicht nur ins Arsenal rechtsradikaler Propaganda gehört die These, die Alliierten hätten die «Kollektivschuld» aller Deutschen an den Verbrechen des Hitler-Regimes konstatiert, um die Bestrafung der Funktionäre als Kriegsverbrecher, die «Umerziehung» aller Deutschen, die Massnahmen im Zuge der Entmili-

tarisierung wie die Demontage deutscher Industriebetriebe und wirtschaftliche Sanktionen begründen zu können. Weit über die einschlägige rechtsradikale Literatur hinaus spielt die Zurückweisung der Kollektivschuld-These eine beträchtliche Rolle, und gelegentlich wird sogar behauptet, an den Folgen des Vorwurfs kollektiver Schuld leide das deutsche Volk immer noch. Zur Verteidigung gegen den vermeintlichen Vorwurf unternahmen manche grosse Anstrengungen, um auf Kriegsverbrechen der Alliierten hinzuweisen oder die angebliche jüdische Mitschuld an der nationalsozialistischen Politik darzulegen. Vom Luftkrieg gegen deutsche Städte bis zur angeblich mörderischen Behandlung deutscher Kriegsgefangener in amerikanischem Gewahrsam reicht die Skala der Argumente. Die Mühe ist freilich schon deshalb vergeblich, weil die These von der Kollektivschuld niemals Bestandteil alliierter Politik gegenüber Deutschland gewesen ist oder zur Begründung irgendwelcher Massnahmen herangezogen wurde.

## VI.

Zu Beginn der sechziger Jahre sensibilisierte der Eichmann-Prozess als juristisches und publizistisches Ereignis mindestens einen Teil der deutschen Öffentlichkeit für ein Problem, das durch die alliierten Tribunale und die Entnazifizierung als längst erledigt galt. Man war einig gewesen, der Schlussstrich unter die nationalsozialistische Vergangenheit sei längst fällig. Das baldige Aussterben der Täter, Mittäter und Mitläufer wurde als Alternative zur politischen, juristischen und emotionalen Auseinandersetzung mit der belasteten Vergangenheit erhofft und erwartet.

Vor deutschen Gerichten waren bis 1950 Verfahren nur gegen Deutsche als Täter möglich gewesen, wenn auch die Opfer Deutsche waren. Insbesondere die Untaten während der Novemberpogrome 1938 und Misshandlungen in frühen Konzentrationslagern, aber auch Exekutionen von «Defätisten», im Frühjahr 1945 von lokalen NS-Funktionären angeordnet, wurden in den ersten Nachkriegsjahren von deutschen Gerichten verfolgt. In der gerade gegründeten Bundesrepublik herrschte dann wenig Verfolgungseifer gegen NS-Verbrecher. In der DDR hatten im Zuchthaus Waldheim im Jahr 1950 Schnellverfahren gegen 3324 Angeklagte stattgefunden, die in den berüchtigten Speziallagern des NKWD interniert gewesen waren. Die unter rechtsstaatlichen Gesichtspunkten höchst fragwürdigen Prozesse sollten dem Publikum die Gewissheit geben, auf dem Boden der Deutschen Demokratischen Republik gebe es nun keine straflos in Freiheit lebenden NS-Verbrecher mehr.

## VII.

In der Bundesrepublik war, trotz aller Abneigung, sich für die strafrechtliche Würdigung der noch lebenden Täter besonders zu engagieren, zumindest formal das Problem des juristischen Umgangs mit dem Personenkreis, der für Verbrechen unter der Ideologie des Nationalsozialismus verantwortlich war, zu klären. Das Problem der Verjährungsfrist beschäftigte den Gesetzgeber mehrmals, das nationalsozialistische Erbe war 1965, 1969 und 1979 Gegenstand bemerkenswerter Bundestagsdebatten. Bemerkenswert und symptomatisch war freilich auch, dass das Thema jeweils aus vordergründigem Anlass, weil Regelungen unaufschiebbar geworden waren, auf die Tages-Ord-

nung kam. Seit dem 1979 beschlossenen Gesetz gibt es in der Bundesrepublik keine Verjährung mehr für Mord. 30 Jahre nach der Konstituierung der Bundesrepublik war damit gewährleistet, dass nationalsozialistische Gewaltverbrechen wenigstens theoretisch gesühnt werden können, auch wenn sie erst spät bekannt werden. Gewährleistet ist immerhin auch, dass niemand sich öffentlich im Schutz der Verjährung seiner Untaten brüsten kann, in Illustrierten, im Fernsehen, in Memoiren.

Lange hatte man auf eine «natürliche» Lösung des Problems gehofft oder geglaubt, die Gerichte hätten bis zum jeweiligen Schlusstermin genügend Zeit zur Verurteilung aller Täter. Das Publikum wollte am liebsten nichts mehr von solchen leidigen Angelegenheiten wissen und sehnte sich mehrheitlich nach dem metaphorischen Schlussstrich. Die Justiz gab sich überlastet und war wenig interessiert. Viele Täter hatten sich durch Flucht nach Südamerika oder in arabische Staaten der Gerechtigkeit entzogen, wie Adolf Eichmann, den der israelische Geheimdienst in Argentinien aufspürte, oder wie der Kommandant des Ghettos Theresienstadt Anton Burger, der erst in Österreich, dann in der Bundesrepublik unter falschen Namen trotz eines Todesurteils von 1947 jahrzehntelang kleinbürgerlich lebte, oder wie Eichmanns Mitarbeiter Alois Brunner, von dem man nicht weiss, ob er noch in Damaskus lebt oder 2001 dort gestorben ist.

### VIII.

Ende der sechziger Jahre begann das Eis der kollektiven Abwehr in Westdeutschland ein wenig zu schmelzen. Das war wesentlich dem Protest einer neuen Generation gegen das Schweigen der Väter zu danken. Auf den Fahnen der Studen-

tenrevolution stand auch die Frage nach dem Verhalten der Eltern im Nationalsozialismus. Aber geantwortet haben sie nicht. Es brauchte wohl den grösseren Abstand zu den Enkeln. Claudia Brunner und Uwe von Seltmann aus der Enkelgeneration haben sich auf Spurensuche begeben, aus ganz privaten Motiven, weil sie unter der Last familiären Verbundenseins mit dem Nationalsozialismus leiden.

Lothar von Seltmann, der Grossvater, war im Stab des SS- und Polizeiführers Lublin an «volkspolitischen Massnahmen» in Galizien beteiligt, er war Mitarbeiter der Volksdeutschen Mittelstelle gewesen und hatte Propaganda für «Umsiedlungsaktionen» gemacht, war schliesslich in der Waffen-SS an der Niederschlagung des jüdischen Aufstands in Warschau beteiligt. Ein Täter, der irgendwo verschollen ist, über dessen Verstrickung und Anteil an nationalsozialistischen Verbrechen die Angehörigen nichts wissen wollten und nicht sprechen konnten. Kein NS-Verbrecher, dessen Namen man kennt, aber einer der vielen, ohne deren Gesinnung und Eifer das System des Nationalsozialismus, die Besetzung fremden Territoriums, die Versklavung und Vernichtung nicht funktioniert hätte.

Alois Brunner, der Grossonkel von Claudia, gehört zu den Berühmten, die man im Lexikon des Holocaust nachschlagen kann. 1912 geboren, frühzeitig Mitglied der österreichischen NSDAP, dann enger Mitarbeiter Adolf Eichmanns bei der Deportation von Juden aus Mähren und Wien, schliesslich massgeblich am Transport der Juden aus Griechenland, aus Frankreich, aus der Slowakei in die Vernichtungslager beteiligt: Einer der meistgesuchten NS-Verbrecher, dem es nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches gelang, unterzutau- chen und in Syrien Asyl zu finden.

Claudia Brunner ist die Grossnichte des verschollenen Täters. Auch sie durchbricht das Schweigen um das Familienmitglied und protokolliert die Erfahrung auf der Suche nach der schrecklichen Wahrheit. Die Texte von Claudia Brunner und Uwe von Seltsmann sind sehr persönliche Zeugnisse der Trauer und des Betroffenseins, der Suche nach Vergewisserung und Identität in der Folge der Generationen. Die Aufzeichnungen sind zugleich als Dokumente der Spurensuche wichtige Quellen für eine noch ausstehende Mentalitätsgeschichte des Nationalsozialismus und seiner lang anhaltenden Folgen und Wirkungen.

*Prof. Dr. Wolfgang Benz ist Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin und Verfasser zahlreicher Bücher zu diesem Thema.*

## Die Autoren

**Claudia Brunner**, 1972 in Graz/Österreich geboren, machte dort auch Abitur, danach Auslandsaufenthalt in Südfrankreich. Nach einer Tourismus-Ausbildung in Salzburg bzw. Zürich und praktischer Erfahrung in der Jugendarbeit in Graz studierte sie anschliessend Politikwissenschaft, Zeitgeschichte und Geschlechterforschung in Wien und Paris. Daneben war sie freiberuflich als Seminarleiterin für den Europäischen Freiwilligendienst tätig. Heute lebt Claudia Brunner in Wien, wo sie an ihrer Dissertation sowie in verschiedenen Lehr- und Forschungsprojekten arbeitet.

**Uwe von Seltmann**, 1964 in Müsen/Kreis Siegen geboren, studierte nach dem Zivildienst Evangelische Theologie in Erlangen, Wien und Tübingen. Seit 1992 ist er als Journalist für Tages- und Wochenzeitungen tätig. Auslandsaufenthalte u.a. in Israel, Österreich und Polen. 2001 war er Stipendiat der Kunststiftung Baden-Württemberg. Er lebt als freier Autor in Görlitz und Tübingen. Von Uwe von Seltmann erschienen *Papa, Paul und Pampers*, *Karlebachs Vermächtnis*, *An einem Tag im August* sowie Texte in deutschen und polnischen Anthologien.